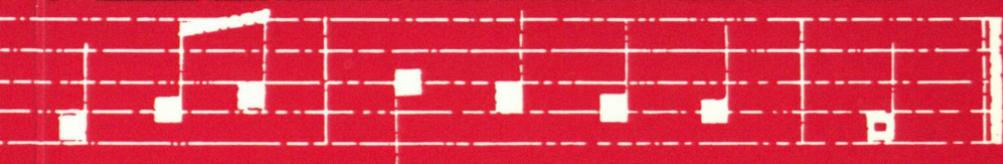
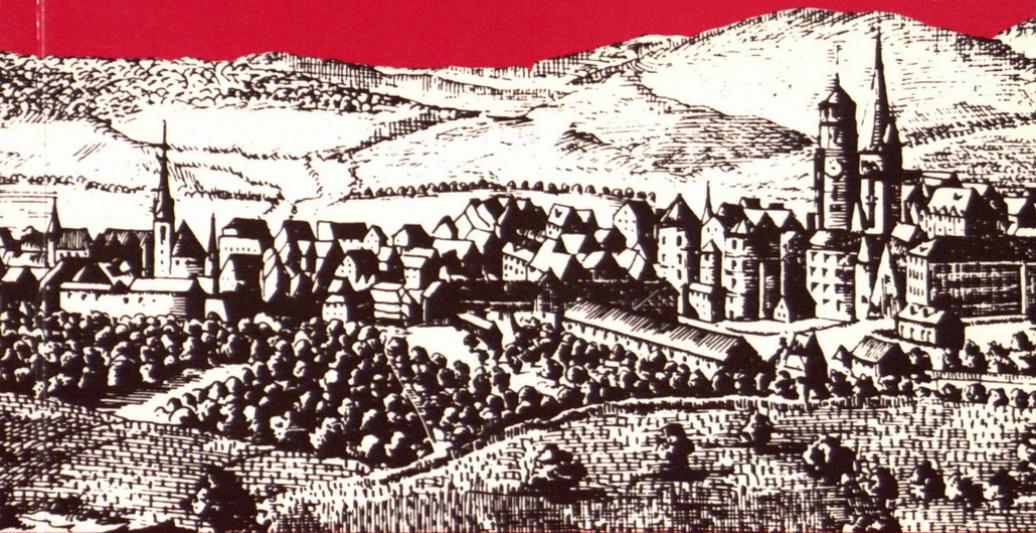


Arno Pagel



Ehret, liebet, lobet Ihn!

Vier schwäbische Liederdichter:
Philipp Friedrich Hiller,
Albert Knapp,
Christian Gottlob Barth,
Friedrich Traub



Arno Pagel

Ehret, liebet, lobet Ihn!

Aus dem Leben und Schaffen
der Liederdichter
Hiller, Knapp, Barth und Traub



**Verlag der
Liebenzeller Mission
Bad Liebenzell**

CIP-Kurztitelaufnahme der Deutschen Bibliothek

Pagel, Arno:

Ehret, liebet, lobet Ihn!: Aus d. Leben u. Schaffen
d. Liederdichter Hiller, Knapp, Barth u. Traub /
Arno Pagel. — Bad Liebenzell:
Verlag der Liebenzeller Mission, 1986.
(Telos-Bücher; Nr. 2301: Telos erzählende Paperback)
ISBN 3-88002-309-3

NE: GT

Alle Rechte vorbehalten, auch der auszugsweisen Wiedergabe und Fotokopie
© Copyright 1986 by Verlag der Liebenzeller Mission, Bad Liebenzell
Umschlaggestaltung: Grafisches Atelier A. Arnold, Dettingen/Erms
Umschlagabbildung: Stuttgart nach einem alten Stich. Dieser Stich enthält die Ho-
spitalkirche, die Leonhardtskirche und die Stiftskirche (von links).
Nachweis der Abbildungen im Inhalt: Ph. Fr. Hiller: Aufnahme Landesbildstelle
Württemberg, Stuttgart;
A. Knapp: Stahlstich, Archiv des Ev. Oberkirchenrates, Stuttgart;
Chr. G. Barth: Calwer Verlag, Stuttgart; Fr. Traub: Brunnen-Verlag, Gießen
Herstellung: Druckhaus Gummersbach, Gummersbach-Derschlag
Printed in W.-Germany

*Meinen schwäbischen Freunden,
deren schönes Land
und deren geistliche Väter
auch ich liebe*

Inhalt

Vorwort	7
Philipp Friedrich Hiller (1699 - 1769)	9
Ein Lied mit 26 Strophen!	9
Kindheit, Schul- und Studienjahre	12
Das Erstlingswerk	15
Die beiden ersten Gemeinden	19
Der stimmlose Pfarrer von Steinheim	23
»Jesus ist der Kern der Schrift«	25
Das Geistliche Liederkästlein	30
Die Bibel, Arndt und Hiller	32
»Die Gnade sei mit allen!«	34
Herr, dein Wort	37
»Gib mir ein ruhig Ende!«	39
Segensspuren von Hillers Liedern	42
Albert Knapp (1798 - 1864)	49
Ein Fünfundzwanzigjähriger dichtet sein schönstes Lied!	49
»Werd aller Heiden Licht!«	52
Geliebte Schwarzwaldheimat	57
Jurist? Nein, Theologe	60
Zwei wichtige Freundesdienste	64
Ein Irrweg und seine Heilung	69
Der »seltsame Helfer« von Sulz	71
Die schönsten Jahre seines Lebens	76
Auf der Kanzel Ludwig Hofackers	79
Schillers Sohn und andere Freunde	82
»... daß er mich geliebet habe«	86
Christian Gottlob Barth (1799 - 1862)	91
Eine vielseitige Begabung	91
Ein Zwanzigjähriger macht Rumor	95

Im »unständigen Dienst«	97
Christlicher Wandertrieb	100
Als Blumhardts Vorgänger in Möttlingen	104
Wirken über die Gemeinde hinaus	108
»Da zünd dein Feuer an!«	109
Ein Besuch von Otto Funcke bei Barth	114
Es ist der Mühe wert!	116
Der Jugendschriftsteller	118
Der Calwer Verlagsverein	122
Keine Schonung	124
»Eins bleibt unbeweglich«	128
Friedrich Traub (1873 - 1906)	131
Korntal und Hauptwil	131
»Dein Dienst ist aller meiner Wünsche Ziel!«	134
Endlich nach China!	138
Die Türen gehen wieder auf	142
Wechselvolles Missionserleben	145
Kurzes Eheglück	150
Das Grab am Yangtsekiang	153
Noch einige Gedichte von Traub	158
Benutzte Literatur	165
Allgemeines	165
Philipp Friedrich Hiller	165
Albert Knapp	165
Christian Gottlob Barth	166
Friedrich Traub	166

Vorwort

Württemberg ist nicht arm an Dichtern. Es seien nur einige der bekanntesten genannt: Friedrich Schiller, Friedrich Hölderlin, Eduard Mörike, Ludwig Uhland, Wilhelm Hauff. Auch im geistlichen Bereich ist das Land nicht stumm geblieben. Den Christuszeugen im Lied aus andern Teilen Deutschlands — genannt seien nur Martin Luther, Paul Gerhardt, Gerhard Tersteegen, Nikolaus Ludwig von Zinzendorf, Christian Fürchtegott Gellert — reihen sich viele Schwaben an.

Vier von ihnen werden in diesem Buch in ihrem Leben und dichterischen Schaffen dargestellt. Philipp Friedrich Hiller ist der über Württemberg hinaus bekannteste. »Jesus Christus herrscht als König« und »Mir ist Erbarmung widerfahren« — welcher evangelische Christ liebt diese beiden Lieder nicht? Die andern drei — Albert Knapp, Christian Gottlob Barth und Friedrich Traub — waren eng mit der Mission verbunden, für die das Interesse in Hillers Tagen noch nicht so erwacht war. Ja, Traub war selber Missionar und hat in China ein frühes Grab gefunden.

Welche Themen unsere Dichter in ihren Versen auch behandelt haben — immer wieder tritt bei ihnen Jesus, sein Name, sein Wort, sein Heil, seine Gnade, sein Reich in den Vordergrund. Gewiß geht es ihnen um das Lob Gottes, des Vaters. Aber dieses kann nur so dargebracht werden, daß Jesus, der von Gott gesandte Heiland und Herr, gepriesen wird. Es trifft die innerste Absicht und Zielsetzung ihrer Dichtung, wenn der Titel dieses Buches einer der Strophen von »Jesus Christus herrscht als König« entnommen ist: »Ehret, liebet, lobet ihn!« Möchten die Leser ermuntert werden, an solchem Dienst sich kräftig zu beteiligen — in Wort und Werk und allem Wesen!

Jeder der vier war in seiner Art ein Original Gottes. Von Einerlei und Langeweile ist in ihren Lebensführungen nichts zu entdecken. Die versunkene Welt des alten Württemberg steht auf. Es war eine in vielem anziehende Welt und Zeit, besonders in geistlicher Hinsicht. Aber was sich auch immer seitdem geändert hat und noch ändern wird — ob wir auch mit den vieren überzeugt sind und bleiben: »Jesus lebet, Jesus siegt!«?

Arno Pagel

Philipp Friedrich Hiller

1699 — 1769

Ein Lied mit 26 Strophen!

Mit einem Missionar der Marburger Mission und einheimischen Christen war ich in die Berge Nordthailands hinaufgestiegen. Es sollte der erst flüchtig hergestellte Kontakt mit Gliedern des Meo-Stammes vertieft werden. In dem einsam gelegenen Dorf, das unser Ziel war, gab es noch keine Christen. Wir wurden gastfrei aufgenommen, hatten allerdings keine ganz ungestörte Nachtruhe, weil eine Reihe munterer Ratten den »Schlafsalk« mit uns teilten. Tagsüber suchten wir die Dorfbewohner mit dem Evangelium bekanntzumachen. Es wurden an einem Zaun große Flanellbilder aufgehängt, und der Missionar erzählte mit ihrer Hilfe die Geschichten von Jesus, dem Heiland der Welt.

Die Leute — darunter viele Kinder — hörten und schauten aufmerksam hin. Wie weit die Botschaft in ihre Herzen und Gewissen eindrang — wer konnte das beurteilen? Wir wußten, daß in dem Dorf viel Aberglaube und Zauberei im Schwange war. Illegaler Anbau von Opium half den Lebensunterhalt bestreiten. Die Macht der Finsternis und Sünde stand dem Anbruch des Reiches Gottes unter diesen Menschen entgegen. Da konnte man mut- und hoffnungslos werden.

Wir hatten das Meo-Dorf, das in einer Mulde lag, wieder verlassen. Von der Höhe schauten wir noch einmal auf die ärmlichen Hütten zurück. Da stimmte einer ein Lied an, und die andern fielen ein:

Jesus Christus herrscht als König,
alles wird ihm untertänig,
alles legt ihm Gott zu Fuß.
Aller Zunge soll bekennen,
Jesus sei der Herr zu nennen,
dem man Ehre geben muß.

Unter diesem Lied des schwäbischen Pietisten Philipp Friedrich Hiller — es ist sein bekanntestes — wurden wir fröhlich und ge-

trost. Gott hat seinem Sohn Jesus Christus nach seiner Erlösungstat auf Golgatha und seiner glorreichen Himmelfahrt alle Gewalt gegeben im Himmel und auf Erden. Er ist der heimliche Regent in und über all dem Wirrwarr in der Welt. Er richtet jetzt seine Herrschaft auf in den Herzen und im Leben der Menschen, die sich ihm im Glauben anvertrauen und Glieder seiner Gemeinde werden. Er kommt wieder und macht sich in seinem Reich des Friedens und der Gerechtigkeit die ganze Erde untertan. Alle müssen ihm huldigen, die einen — seine Jünger — in glücklichem Triumph, die andern — Gleichgültige, Spötter, Widersacher — mit Zähneknirschen. Es gereicht ihnen nicht zum Heil, sondern sie verfallen dem Gericht.

Mit unserm Lied in den thailändischen Bergen wollten wir unsere Hoffnung auch für das Volk der Meo zum Ausdruck bringen. Und in der Tat, Jesus Christus hat unter ihm schon eine Schar gewonnen, die ihm folgt und angehört. Aber unser Blick ging weiter: hin zur Vollendung des Reiches Gottes bei der Wiederkunft Jesu Christi. Wunderbares Lied des württembergischen Dorfpfarrers, das uns so stärkte und ermutigte!

Wie viele werden im Lauf der Jahrzehnte und Jahrhunderte ähnliches erfahren haben! Es gibt kaum ein anderes Lied in unsern Gesangbüchern, das eine solche Freude und Siegesgewißheit verbreitet wie »Jesus Christus herrscht als König«. Es ist eine von insgesamt 1073 Nummern, welche die erste vollständige, lange nach Hillers Tod im Jahre 1844 herausgegebene Sammlung seiner Lieder enthält. Die meisten davon sind längst der Vergessenheit anheimgefallen. Die 4. Auflage des bekannten »Evangelischen Liederschatzes« von Albert Knapp bringt 243 Hiller-Lieder. In den Stammteil des heutigen »Evangelischen Kirchengesangbuches« sind nur noch vier aufgenommen worden. Der landeskirchliche Anhang für Württemberg — Hillers Heimatland — bewahrt weitere 19 auf. Im »Gemeinschaftsliederbuch« des Gnadauer Verbandes, das auch in den württembergischen Gemeinschaften heimisch geworden ist, wird die Zahl von insgesamt 19 erreicht. Neben »Jesus Christus herrscht als König« ist wohl am bekanntesten geworden: »Mir ist Erbarmung widerfahren«.

Aber verweilen wir noch ein wenig bei Hillers »Meisterlied«, wie Albert Knapp »Jesus Christus herrscht als König« genannt hat! Zehn Strophen sind davon im Kirchengesangbuch zu finden, das »Gemeinschaftsliederbuch« bringt es auf zwölf. Wenn wir Knapps »Liederschatz« aufschlagen, entdecken wir 18. Aber auch

das ist nur eine Auswahl. Das Lied hat nämlich ursprünglich 26 Verse umfaßt! Es ist das einzige Lied Hillers, das in ein Prosawerk eingefügt ist, nämlich in das umfangreiche, 1758 erschienene: »Neues System aller Vorbilder Jesu Christi durch das ganze Alte Testament«. Darin werden alttestamentliche Einrichtungen, Opfer, Feste u.a. so verstanden und ausgelegt, daß sie auf Jesus hinweisen und in ihm ihre tiefste Erfüllung gefunden haben.

Einige der in unsern Gesangbüchern weggefallenen Strophen seien hier zur Kenntnis gebracht:

Komm, zum Tod verdammt Geschlechte!
Der Gerechte macht Gerechte,
Heil'ge aus der Sünder Rott.
Komm! Du wirst noch angenommen.
Komm beherzt! Er heißt dich kommen.
Sag ihm nur: Mein Herr und Gott!

Gehen Ehr und Gut verloren,
wird auch gar der Tod geschworen:
Schmach und Sterben ist Gewinn.
Droht mit Schanden! Schreckt mit Beilen!
Die nach jenem Kleinod eilen,
sehen über alles hin.

Ihnen steht ein Himmel offen,
welcher über alles Hoffen,
über alles Wünschen ist.
Die gereinigte Gemeinde
weiß, daß eine Zeit erscheine,
wo sie ihren König küßt.

Trachten irdische Monarchen
dieses Herdlein anzuschnarcheh:
o, sein Hirte lacht dazu.
Er läßt diese kleinen Großen
sich die Köpfe blutig stoßen,
und den Schafen gibt er Ruh.

Was ihr habt, hat er gegeben.
Ihr seid sterblich, er hat Leben.
Er ist Töpfer, ihr seid Ton.
Tausend hohe Seraphinen,
die an seinem Hofe dienen,
beten an vor seinem Thron.

Kindheit, Schul- und Studienjahre

Durch das Vorstehende haben wir schon einen ersten Eindruck davon bekommen, welcher Rang dem Liederdichter Hiller zukommt. Nun wollen wir uns daran machen, die Geschichte seines Lebens und Schaffens in ihren Einzelheiten zu erfahren. Dabei können wir leider nicht so aus dem vollen schöpfen, wie das bei den folgenden Biographien von Knapp und Barth der Fall ist. Diese beiden Dichter haben selber viel aus ihrem Leben erzählt oder einen Biographen gefunden, der ausführlich über sie berichtet. Beides ist bei Hiller nicht der Fall. Aus seiner eigenen Feder besitzen wir nur eine knappe Selbstdarstellung vom 8. Mai 1763, die einer seiner Söhne mit ergänzenden Anmerkungen versehen hat.

Philipp Friedrich Hiller wurde am 6. Januar 1699 in Mühlhausen an der Enz geboren. Sein Vater war dort Pfarrer. Er hat ihn aber nie bewußt kennengelernt; denn der erst Siebenunddreißigjährige starb schon im zweiten Lebensjahr seines Söhnleins. Die Witwe — Maria Elisabeth geb. Griesinger — zog nach dem Tod des Gatten in das elterliche Pfarrhaus nach Großglattbach. Sie verheiratete sich fünf Jahre später wieder und zwar mit dem Bürgermeister Weiß aus Vaihingen an der Enz, der Philipp Friedrich ein sehr liebevoller, treu für ihn sorgender Stiefvater wurde. Die Mutter nennt Hiller »eine getreue, christliche Mutter, die ihn von Kind auf zur Gottesfurcht und zum Gebet angehalten« habe.

Er war ein munterer, aufgeweckter Junge, der die Lateinschule seines Heimatstädtchens besuchen durfte. Schon als Siebenjähriger wurde er in unruhige militärische Händel hineingezogen. Französische Soldaten fielen räuberisch ins Land ein, und Bürgermeister Weiß mußte mit den Seinen für einige Zeit in die Gegend von Heidenheim an der Brenz fliehen. Etwas später wäre der Junge beim Baden in der Enz beinahe ertrunken. Auf dieses Erlebnis bezieht sich der spätere Vers:

Du zogst mich aus dem Tod; ach, mache mich getreu,
daß ich, wie Moses war, in deinem Hause sei (Hebr. 3,5)!

Der Vierzehnjährige hat seine Konfirmation und den ersten Gang zum heiligen Abendmahl als ein ihn tief bewegendes geistliches Erlebnis im Gedächtnis behalten:

Als ich das erstemal zu deinem Tische ging,
da weißt du, was mein Herz für einen Funken fing,
von deinem Geist entzünd't; ach, lösche ihn noch nicht aus,
ach, weihe dir mein Herz zu einem Gotteshaus!

In solch innerer Aufgeschlossenheit und Bereitschaft trat Hiller 1713 in die Klosterschule zu Denkendorf bei Esslingen ein. Dort hatte er einen Lehrer, wie er ihn sich nicht besser wünschen konnte: Johann Albrecht Bengel (1687 - 1752), der später Prälat in seiner württembergischen Heimatkirche wurde und den man den Vater des schwäbischen Pietismus nennt.

Bengel begann seine 27 Jahre währende gesegnete Wirksamkeit in Denkendorf gerade in dem Jahr, in dem Hiller eintrat. Im Württembergischen Gesangbuch heißt es in dem Teil »Die Verfasser der Texte und Weisen« über diese Zeit: »Bengel widmete sich der Erforschung des neutestamentlichen Urtextes und seiner rechten Auslegung und erzog eine ganze Theologengeneration in biblischem Geist.« Diesem Geist hat sich Hiller in den drei Denkendorfer Jahren willig geöffnet. Bengel ist sein Leben hindurch für ihn der verehrte Lehrer geblieben. Man hat gesagt, es sei die gute, ganz an das biblische Wort gebundene Bengelsche Theologie gewesen, der Hiller später in seinen Liedern einen volkstümlichen Ausdruck gegeben habe. Von Hiller gibt es viele Lieder, die das Wort Gottes zum Thema haben, ein solches hat auch Bengel gedichtet:

Du Wort des Vaters, rede du
und stille meine Sinnen;
sag an, ich höre willig zu,
ja lehre frei von innen:
so schweigt Vernunft mit ihrem Tand,
und du bekommst die Oberhand
nach deinem Recht und Willen.
Dir räum ich all mein Innres ein;
das wollest du, ja du allein
mit deinem Geist erfüllen.

Auf die drei Jahre Klosterschule folgten weitere zwei Jahre auf dem sog. »Niederem Seminar« in Maulbronn. Dort gab es keinen Mann, der die väterlich-ernste und doch liebevoll-freundliche Au-

torität Bengels ausstrahlte. Die Zucht unter den Schülern ließ oft zu wünschen übrig. Einige von Hillers Mitschülern waren rohe, zu Leichtsinns und Bosheit geneigte Gesellen. Auch an Gesundheit und Körperkraft überragten sie ihn, der zart und schwächlich war. Sie versuchten, ihn für ihre Torheiten und üblen Streiche zu gewinnen, und geizten nicht mit Sticheleien und Spottreden, wenn er nicht mit-tun wollte. Um dem zu entgehen, ließ er sich gegen seine bessere Einsicht öfter von ihnen zum Bösen verführen. In seiner kurzen Lebensdarstellung spricht er von den »Schlingen des Satans«, in die er sich habe ziehen lassen.

Doch dann fährt er fort: »Gott aber hat mich dennoch nicht verstockt werden lassen, sondern nach dem Reichtum seiner Barmherzigkeit mich wieder zu sich bekehrt.« Sicher hat dabei auch in der Stille das Vorbild seines gottseligen Lehrers Bengel mitgewirkt, das er von Denkendorf her nicht vergessen konnte. Wenn er singt:

Mir ist Erbarmung widerfahren,
Erbarmung, deren ich nicht wert,

dann ist das der dankbare Ausdruck seines eigenen Erlebens. Ein Vers aus seinem berühmten »Geistlichen Liederkästlein« sei noch hinzugenommen:

Ehmals war ich nicht ein Kind,
ehmals war ich nicht in Gnaden;
ich war auch, wie viele sind,
die sich Zorn auf Zorn aufladen.
Aber nun bin ich bekehrt,
Gott, das ist ein Danklied wert!

Das folgende vierjährige Studium der Theologie in Tübingen zeigt uns einen stillen, frommen, eifrigen Hiller, der sich an studentischer Leichtlebigkeit, wie sie auch manche Theologen praktizierten, nicht beteiligte. Er legte die Grundlagen zur Kenntnis und Erforschung der Heiligen Schrift, die ihm das Leben hindurch lieb geblieben sind. 1720 erwarb er den akademischen Grad eines Magisters, der in etwa der heutigen philosophischen Doktorwürde entspricht. Im selben Jahr verlor er durch den Tod seinen Stiefvater, der treu für ihn gesorgt hatte und dessen Unterstützung er fortan entbehren mußte. Doch kam er auch in sehr bescheidenen äußeren Verhältnissen ohne Sorgen und in Ehren durch.

Das Erstlingswerk

Mit 25 Jahren wurde Hiller unter die »Predigtamtsbewerber« der württembergischen Kirche aufgenommen. Es war aber noch ein weiter Weg bis zu seinem ersten Pfarramt. Er wurde zunächst verschiedenen Pfarrern als Vikar zugewiesen und kam nacheinander in die Gemeinden Brettach, Roßwag, Vaihingen an der Enz und Schwaigern. In den Jahren 1729 - 1731 finden wir ihn außerhalb der schwäbischen Heimat: in Nürnberg. Danach hat er deren Grenzen nie mehr überschritten. Dort im Frankenland hatte er bei dem Marktvorsteher von Müller die Stelle eines Hauslehrers inne. Er hatte mit mancherlei schweren inneren Anfechtungen zu tun, über deren Anlaß und Art uns nichts Näheres bekannt ist.

In Nürnberg erwachte — anscheinend zum erstenmal — Hillers dichterische Begabung. Er beschäftigte sich mit dem Schrifttum des bekannten lutherischen Theologen Johann Arndt (1555 - 1621), dessen »Vier Bücher vom wahren Christentum« zu den am meisten verbreiteten Erbauungsschriften gehören. Von Arndt stammt auch das 1612 verfaßte Gebetbuch »Paradiesgärtlein aller christlichen Tugenden«. Über eins der darin enthaltenen Gebete hatte Paul Gerhardt ein Lied gedichtet, das sich in alten Gesangbüchern findet, im derzeitigen »Evangelischen Kirchengesangbuch« aber keine Stätte mehr hat. Der erste Vers lautet:

O Jesu Christ, mein schönstes Licht,
der du in deiner Seelen
so hoch mich liebst, daß ich es nicht
aussprechen kann noch zählen,
gib, daß mein Herz dich wiederum
mit Loben und Verlangen
mög umfassen
und als dein Eigentum
nur einzig an dir hängen.

Dieses Lied war es, das wie ein Funke in Hillers Seele fiel und ihn anregte, das ganze Arndtsche Gebetbuch in Verse zu setzen. Die Gesamtzahl der so entstandenen Lieder betrug 297! Dazu kamen noch vier frei verfaßte.

Eine Probe aus dieser Riesenfülle sei hier wiedergegeben. Das ausgewählte Lied findet sich unter den »besonderen Liedern der evangelischen Landeskirche in Württemberg« im »Evangelischen Kirchengesangbuch« unter der Nummer 469:

Ich glaube, daß die Heiligen
im Geist Gemeinschaft haben,
weil sie in einer Gnade stehn
und eines Geistes Gaben.
Soviel hier wahre Glieder sein,
die haben alles Gut gemein
und alle Himmelsschätze.

Solang wir zwar in dieser Zeit
als Erdengäste wohnen,
bleibt es bei manchem Unterschied
der Stände und Personen;
daß einer arm ist und veracht',
der andre Reichtum hat und Macht,
wird noch nicht aufgehoben.

Doch in der neuen Kreatur
ist keiner klein noch größer;
wir haben einen Christus nur,
den einigen Erlöser;
das Licht, das Heil, der Morgenstern,
Wort, Tauf und Nachtmahl unsres Herrn
ist allen gleich geschenket.

Da ist kein Knecht noch Freier mehr,
denn sie sind alle Kinder;
der Reichtum macht hier keine Ehr,
die Armut keinen Sünder.
Gott siehet die Person nicht an:
ein Reicher hier schon arm sein kann,
der Arme reich an Gnaden.

Die Sonne der Gerechtigkeit
will allen Gnade geben;
der Geist gibt allen allezeit
als Gottes Atem Leben,
weil uns der Vater alle liebt,
so wie der Himmel uns umgibt;
wir haben gleiche Güter.

Ein Himmel, eine Seligkeit,
ein Vorbild und ein Hoffen,
ein Recht, ein Vaterherz im Leid,
ein Segen steht uns offen;



Philipp Friedrich Hillel

(1699 — 1769)

uns führt ein Weg dem Himmel zu,
wir hoffen alle eine Ruh
allein durch einen Glauben.

Wir haben alle überdies
Gemeinschaft an dem Leiden,
am Kreuz, an der Bekümmernis,
an Spott und Traurigkeiten;
wir tragen, doch nicht ohne Ruhm,
allzeit das Sterben Jesu um
an dem geplagten Leibe.

Wir leiden mit, wir ziehen an
ein herzliches Erbarmen,
und wenn das Herz nicht weiter kann,
so seufzt es für die Armen;
denn solch ein Glied, das nicht empfind't,
wenn andre Glieder schmerzhaft sind,
das hat gewiß kein Leben.

So trägt ein Glied des andern Last
um seines Hauptes willen;
wer seiner Brüder Lasten faßt,
lernt das Gesetz erfüllen,
wo Christus uns zum Vorbild geht;
sein königlich Gebot besteht
in einem Wörtlein: Liebe.

Ich will mich der Gemeinschaft nicht
der Heiligen entziehen;
wenn meine Brüder Not anficht,
so will ich sie nicht fliehen.
Hab ich Gemeinschaft an dem Leid,
so laß mich an der Herrlichkeit
auch einst Gemeinschaft haben.

Noch andere köstliche Lieder finden sich in Hillers Erstlingswerk.
Nachstehend zwei Anfangsstrophen:

Herr Jesus, deiner Glieder Ruhm,
du starkes Haupt der Schwachen,
du hast ein ewig Priestertum,
kannst allzeit selig machen.
Du bist es, der Gebet erhört

und der des Glaubens Wunsch gewährt,
sobald wir zu dir kommen.

★ ★ ★

Mein alles, was ich liebe,
mein alles, was ich übe,
sei mein Herr Jesus Christ,
weil ich in ihm besitze,
was meiner Seele nütze,
was einem Menschen köstlich ist.

Der Lobpreis Jesu, der Hinweis auf die Gottesfülle in ihm — das ist von Beginn an eins der Hauptkennzeichen der Hillerschen Dichtung.

Johann Arndts »Paradiesgärtlein geistreicher Gebete in Liedern« hat vier Auflagen erlebt, die letzte erschien noch nach des Dichters Tod im Jahre 1785. Mehrere Lieder daraus wurden schon bald in verschiedene Gesangbücher, sieben ins württembergische von 1741 aufgenommen. Das hat den Verfasser natürlich erfreut, aber nicht hochmütig gemacht. Er schreibt in einem Vorwort:

»Auf dem Titel der ersten Ausgabe in Nürnberg steht mein Name von einer fremden Feder also: 'Von einem durch das Kreuz Probierten Freund des Heilandes' (Anmerkung: Probiert — Freund — Heiland — die Anfangsbuchstaben dieser drei Worte sind P, F und H. Sie sollten hinweisen auf die Anfangsbuchstaben von Hillers Vor- und Familiennamen.). Es kommt aber meinem Sinn dies nicht gleich. Ich heiße kein Freund, sondern ein Knecht und Gebundener des Heilandes. Durchs Kreuz bin ich — gottlob! — geloffen und trage es noch, aber probiert und bewährt kann ich mich nicht nennen. Ich sehe es auch nicht gerne, daß der Anfangsbuchstabe H an dem Wort Heiland meinen Namen bedeuten solle. Er und ich sind unendlich ungleich.«

Hiller hat das »Paradiesgärtlein« mit einer poetischen Darlegung seines bisherigen Lebenslaufs »Jesu Christo, seinem Herrn und Gott« gewidmet. Er hat darin sich in seiner Armut und Schwachheit und Jesus in seiner Fülle von Erbarmung und Trost in bewegten und bewegenden Worten gegenübergestellt:

Wer einen Waisen weiß, der niemals übrig hat,
doch, wenn er dir vertraut, zu allen Zeiten satt,
der arm am Leibe ist und elend an der Seelen,
der niedre Gaben hat, dem hohe Gönner fehlen,
den Satans Pfeil verwund't, den sein Gewissen schlägt,

der manch verborgen Kreuz mit nassen Sorgen trägt,
ein böses Stücke Fleisch in seinem Busen fühlt,
mit dem er täglich ficht, das er mit Tränen kühlt,
den mancher Zweifel plagt und der auch künftighin
stets seinen Fall besorgt: — der weiß auch, wer ich bin.
Wer aber Jesum weiß, der wunderbar ernähret,
der für die Waisen sorgt, der das Gebet erhöret,
der täglich sich erbarmt, der die Gewissen heilt,
der zwar verborgen kommt, jedoch zu heilen eilt,
der Leib und Seele pflegt, der seine Gaben segnet,
der gute Gönner lenkt, der, wenn das Auge regnet,
hernach zur Sonne wird, der herzlich trösten kann: —
der weiß auch, wer du bist und was du mir getan.

Die beiden ersten Gemeinden

Im Herbst 1731 kehrte Hiller ins Schwabenland zurück, wurde in Hessigheim noch einmal Vikar und dann, schon 33 Jahre alt, Pfarrer in Neckargröningen in der Nähe von Ludwigsburg. Es handelte sich um eine kleine, arme Gemeinde. Jetzt erst trat er in den ehelichen Stand. Seine Gattin wurde Maria Regina Schickhardt, die jüngste Tochter des Pfarrers von Hessigheim. Beide Ereignisse, die Einsegnung ins Neckargröninger Pfarramt und in die Ehe, fielen auf ein und denselben Sonntag, 24. August 1732. Sie haben Hiller zu folgendem Gebet veranlaßt:

Herr, segne du uns selbst zu Amt und Ehe ein,
gib uns Barmherzigkeit, in beiden treu zu sein:
im Amt mit klugem Ernst nur Jesum zu verkünden
und in der Ehe uns mit ihm selbst zu verbinden.
Gib Segen in das Haus, so viel du selber willst,
doch segne du das Haus, daß du es ganz erfüllst.
Verknüpfe du ein Band, Geliebtester, mit uns beiden,
so kann zwar uns der Tod, doch dich und uns nicht scheiden.

Hiller hat seiner Gattin später sein bekanntestes Werk, das »Geistliche Liederkästlein«, mit den folgenden Worten gewidmet: »Seiner herzlichgeliebten Ehegattin Maria Regina Hillerin, geborener Schickhardtin, übergibt dies Büchlein zur Übung in dem Lobe Gottes ihr getreuer Mann Philipp Friedrich Hiller.« In seinem selbstverfaßten Lebenslauf von 1763 hat er seiner Frau das Zeug-

nis ausgestellt: »...daß sie bisher mit ihm in herzlicher Liebe und ungestörtem Frieden manches Leid ertragen und sein Amt ihm mit keinen Ärgernissen schwer gemacht habe.« In der Familie Hiller ist als originelle Überlieferung weitergegeben worden, daß die beiden Ehegatten ihre herzliche Liebe zueinander auch so bekundeten, daß sie in ihrem 37jährigen Zusammenleben immer aus einem Teller aßen.

Die Zahl der Kinder wuchs im Lauf der Zeit auf elf an. Drei davon starben in verhältnismäßig jungen Jahren. Das erstgeborene Söhnlein kam in einer harten Notzeit zur Welt, als die Familie Hiller vor heranrückenden, plündernden französischen Soldaten fliehen mußte. Es blieb schwächlich bis zu seinem frühen Tod. Zwei der Söhne wurden wie der Vater Pfarrer, der eine brachte es bis zum Prälaten.

Das Gehalt in Neckargröningen war sehr schmal, und Hiller hatte mit mancherlei Nahrungsorgen zu kämpfen. Er scheint eine Zeitlang, um seine Einkünfte aufzubessern, einen kleinen Weinhandel betrieben zu haben. Doch nahm er davon bald wieder Abstand und machte die Erfahrung, die ihn später zu dem schönen Lied bewegt hat:

Die ihr bei Jesu bleibet,
indem sein Wort euch treibet,
die ihr nicht von ihm gehet,
dieweil ihr Wunder sehet:

was speist euch doch, ihr Armen?
Das göttliche Erbarmen!
Das segnet ganz verborgen
auch ohne eure Sorgen.

Wenn wir von Tag zu Tagen,
was da ist, überschlagen
und rechnen dann die Menge,
so sind wir im Gedränge.

Doch wenn wir mit Vertrauen
ihm auf die Hände schauen,
so nähret allerwegen
uns ein geheimer Segen.

Wie dieses mag geschehen,
das kann man nicht verstehen;

allein man sieht am Ende:
es ging durch Gottes Hände.

Man wundert sich und preiset
den Herrn, der uns so speiset;
man glaubt von Herzensgrunde
und dankt mit frohem Munde.

Kommt her und singt zusammen:
Wir rühmen deinen Namen!
Du, Herr, bist unser König,
dir sind wir untertänig!

Später hat Hiller mit seiner fleißigen, geschickten Feder sich manchen Taler verdient. Dazu hatte er eine Menge Freunde gewonnen, die ihm und seiner großen Familie in Zeiten der Not helfend unter die Arme griffen.

Nach vier Jahren Wirksamkeit in seiner ersten Gemeinde wurde Hiller 1736 in seinen Geburtsort Mühlhausen an der Enz berufen. Dort lebte der Baron von Stein, der samt dem Schultheiß (Gemeindevorsteher) und einigen Ratsherren sich sehr der Kirchenkritik befleißigte und starke separatistische Neigungen an den Tag legte. Hiller bekam davon gleich am Tag seiner Amtseinführung eine kräftige Probe. Er war zum Mittagessen aufs Schloß geladen, und schon bald war man im Gespräch bei den Schäden und der Zerrüttung der Kirche. Hiller dachte nicht daran, diese einfach abzustreiten. Er erzählte aber ein Gleichnis, das klar machte, warum er trotz all ihren Mängeln bei der Kirche blieb und sie liebte:

Einst waren zwei Brüder. Der jüngere fragte den älteren: »Hör, sag mir doch, was hältst du von unserer Mutter, dem alten Weib? Ich sage dir aufrichtig: ich kann sie nicht mehr meine Mutter nennen.« Der ältere, ganz erstaunt, entgegnete ihm: »Warum redest du so lieblos von unserer Mutter?« Hierauf der jüngere: »Merkst du nicht, daß sie ein abscheuliches Krebsgeschwür an der Brust hat und man fast nicht mehr um sie sein kann?« Da hob der ältere Bruder warnend den Finger auf und sagte mit großem Ernst: »Fürchtest du dich nicht vor der Sünde, so von deiner Mutter zu reden? Fürs erste, so glaube ich noch nicht einmal, was du von der Krankheit unserer Mutter sagst. Zum zweiten, wenn es auch je so wäre, bedenkst du denn nicht, daß sie einst dir und mir die jetzt kranke Brust nährend gereicht hat? Ist das jetzt dein Dank für ihre unverdrossene Treue und mütterliche Liebe?«

Dann fügte er noch hinzu: »Ich werde die Mutter dankbar eh-

ren, solange sie leben wird. Wenn sie aber einst sterben sollte, so wollen wir sie miteinander in Ehren begraben.«

Nachdem Hiller diese seine Erzählung beendet hatte, verstummte die Kritik an der Kirche, und die »Mutter« blieb im weiteren Verlauf des Zusammenseins unangefochten. Das bedeutete allerdings nicht, daß sich die Separatisten fortan in völliges Schweigen gehüllt hätten. Sie machten ihrem Pfarrer das Leben oft schwer genug mit ihrem ständigen Nörgeln. Etwas Gutes hatte die leidige Sache für Hiller: Er stellte nämlich fest, daß ihn die nimmermüden Kirchenkritiker dahin gebracht hätten, den Katechismus, der ja die wahre Lehre der Kirche enthalte und entfalte, gut zu lernen und sich damit zu wehren.

In Mühlhausen ist ein zweites literarisches Werk aus Hillers Feder entstanden. Es trägt den Titel: »Gottgeheiligte Morgenstunden zur poetischen Betrachtung des Taus«. Der württembergische Pfarrer Friedrich Baun, ein guter Kenner der »schwäbischen Väter« — darunter auch Hillers —, urteilt darüber: »Dies ist dichterisch das wertvollste Erzeugnis seiner Muse. In lieblicher, sinniger, freier und leichtbeschwingter, oft recht geistreicher Weise werden hier im Anschluß an zwölf Bibelstellen, die vom Tau handeln, alle wichtigen Punkte der christlichen Heilslehre besungen.« Zu den behandelten Versen der Heiligen Schrift gehören z.B.: »Meine Rede fließe wie der Tau« (5. Mose 32,2); »Deine Kinder werden dir geboren wie der Tau aus der Morgenröte« (Ps. 110,3); »Seine Gnade ist wie der Tau auf dem Grase« (Spr. 19,12). Es sei eine Probe abgedruckt:

Von der allgemeinen Gnade

Sooft ich morgens früh durch feuchte Weiden gehe,
den himmlisch schönen Schmuck erfrischter Kräuter sehe,
wie da ein prächtig Naß die Länder übersprengt,
daß auch am kleinsten Halm ein segnend Tröpflein hängt,
wie das verschiedne Grün mit Perlen übersäet,
mit Zucker dicht bestreut, im Glanz der Sonne stehet,
wie das gezierte Feld in einem Kleid erscheint,
wo tausend Türkise und tausend Jaspis sind;
wenn ich dann solches seh am Kleinen wie am Großen,
am Kraut als wie am Baum, am Schierling wie an Rosen,
so denk ich: Also ist die Gnade allgemein.
Kein Land hat sie für sich, kein Mensch hat sie allein.
Hier gilt ein gleiches Recht: die ausgespannte Wolke

taut aus besonderer Gunst nicht eben einem Volke.
Sie teilt von Anfang an sich als lautre Gnade aus,
auch ob des Bösen so wie ob des Frommen Haus.

Der stimmlose Pfarrer von Steinheim

Seine letzte Pfarrstelle trat Hiller 1748 in Steinheim am Albuch, nicht weit von Heidenheim an der Brenz, an. Diese Gemeinde im Ostteil der Schwäbischen Alb war zahlenmäßig größer und auch wohlhabender, so daß sein Einkommen etwas angehoben wurde. Aber was ein schwäbischer Landpfarrer — Hiller hatte damals sieben lebende Kinder — in jener Zeit verdiente, machte die wirtschaftlichen Sorgen und Probleme zum ständigen Begleiter. Dazu kamen Krankheitsnöte. Hillers Frau war mehrmals dem Tode nahe. Ihn selber überfiel im dritten Jahr seiner Steinheimer Tätigkeit eine rätselhafte Heiserkeit, gegen die alle angewandten Mittel keine Hilfe brachten. Seine bisher so klangvolle Stimme wurde ganz leise und auf weitere Entfernung kaum noch vernehmbar. Er mußte das Predigen aufgeben und sich einen Vikar halten. Auch konnte er seine eigenen Söhne nicht mehr unterrichten, wie das damals bei Pfarrern auf dem Lande üblich war. Sie mußten in entfernte Schulen geschickt werden, was nicht geringe Kosten verursachte.

Was jetzt berichtet wird, hat sich in seinem Kern wohl so zuge- tragen, wenn auch Kenner und Erforscher der Hillerschen Lebens- geschichte und literarischen Arbeit wie Albert Knapp und Friedrich Baun sich nicht für alle Einzelheiten verbürgen können und wollen.

Einige der Gemeindeglieder waren harte und übelwollende Leute, die mit der Krankheit ihres gottseligen Pfarrers keine Spur von Mitleid hatten und bei der vorgesetzten Behörde seine Entfernung aus dem Amt mit allerlei Ränken und Machenschaften betrieben. Zuletzt suchten sie den zuständigen Dekan in Heidenheim auf, um einen neuen Pfarrer für Steinheim zu fordern. Auf dem Wege dorthin fanden sie »zufällig« ein Blatt Papier, von dem sie nicht ahnten, daß es ihrem Pfarrer Hiller bei einem Spaziergang aus der Tasche gefallen war. Es war darauf ein Lied geschrieben, das sie lasen und ganz vortrefflich fanden. Sie legten es dem Dekan vor und meinten, einen Mann, der so herrliche, fromme Lieder dichten könne, brauchten sie als Pfarrer und nicht den stimmlosen Hiller.

Kurze Zeit später erschien der Heidenheimer Dekan in Steinheim und versammelte die Bürgerschaft auf dem Rathaus. Er hörte sich noch einmal die Klagen und Beschwerden gegen Hiller an und bekam wiederum den Wunsch zu hören, der unbekannte Verfasser des besagten Liedes möge gesucht und als Prediger in die Gemeinde berufen werden. Er ließ die Versammlung wissen, daß er ihrem Wunsch nachkommen wolle und könne. Doch brauche jener Dichter nicht erst mühevoll entdeckt zu werden, er sei vielmehr in ihrer Mitte. Es sei kein anderer als ihr Pfarrer Hiller, den sie aus seinem Amt vertreiben wollten! Da schämten sich die lieblosen Kläger und nahmen Hiller mit neuem Vertrauen an und auf.

Übrigens war dieser, wenn er auch nicht mehr predigen konnte, keineswegs müßig. Er war treu und eifrig in der Privatseelsorge, besuchte die Leute und hatte Zeit für sie. Seine schwache Stimme reichte, wenn auch nicht ohne große Anstrengung, aus, um in der — auch von Erwachsenen besuchten — Kinderlehre Fragen an die Teilnehmer zu richten. Auch die Frau Pfarrer wurde davon nicht verschont und mußte Rede und Antwort stehen. Im Pfarrhaus konnten Erbauungsstunden durchgeführt werden. Hiller hat in Steinheim — wie auch in seinen früheren Gemeinden — keine große geistliche Bewegung und Erweckung erlebt. Der leidgeprüfte Mann ist aber doch manchem seiner Gemeindeglieder zum bleibenden Segen geworden, und von der Macht und Treue seiner Fürbitte waren viele überzeugt und beeindruckt.

Eine der Töchter Hillers hat sich über ihren Vater aus jener Zeit folgendermaßen geäußert: Er habe nicht viel geredet und sei meistens auf seinem Studierzimmer gewesen und habe der Erforschung des göttlichen Wortes obgelegen. Dabei habe er, sooft er zu den Seinigen zurückgekommen sei, stets eine sehr milde Liebe und Freundlichkeit, manchmal auch ein kaum abgetrocknetes Auge mitgebracht, und es sei wohl zu bemerken gewesen, wie vieles er insgeheim mit seinem Herrn und Heiland in dieser Welt zu tun gehabt habe.

Hiller hat sich nicht gescheut, offen zuzugeben, daß er von Anfechtungen heimgesucht wurde. Das geschah z.B. in einem bewegenden Brief an seinen Lehrer aus der Denkendorfer Zeit, an dem er sein Leben hindurch in großer Liebe und Verehrung gegangen hat: Johann Albrecht Bengel. Lassen wir seine Zeilen zu uns sprechen:

»Euer Hochwürden halten mir eine aus demütigem Vertrauen gehende Bitte zugut. Ich bin eine Zeit her in so schweren Anfech-

tungen, daß sie mir bisweilen übermenschlich zu sein scheinen. Ich bete, ich weine, ich schütte mein Herz aus, flehe um Wiedererlangung meiner Stimme. Ich glaube unter dem Gebet und bin ruhig nach dem Gebet; aber unversehens kehrt die Bangigkeit zurück, die Sorgen brechen wieder hervor, ich hange zwischen Furcht und Hoffnung. Ich stütze mich auf Matthäus 21,22 (Alles, was ihr bittet im Gebet, so ihr glaubet, werdet ihr's empfangen). Aber ach, welche Einwendungen erheben sich dagegen! Du bittest um Zeitliches, aber das 'alles' umfaßt auch dieses. — Du betest nicht nach dem Willen Gottes, aber er will doch, daß ich bete für meine Kinder, für mein Weib, für mein Amt. — Ich bete als Vater, als Ehegatte, als Pfarrer; aber eben als Pfarrer bist du ihm wegen deiner Sünden mißfällig. — Sind denn meine Sünden nicht versöhnt durch den Sohn Gottes?

Es ist zu groß, um was du bittest; nachdem alle Ratschläge der Ärzte sich als fruchtlos erwiesen haben, wird er denn ohne Mittel helfen? — Was ihr bittet, heißt es in dem Text. Was ist dem Allmächtigen zu groß? Hätte er freilich das Wort nicht selbst gesagt, so würde ich nicht wagen zu bitten. Unter dem legen sich die Wellen hie und da ein wenig; aber die Ruhe ist von kurzer Dauer, es folgt ein neuer Sturm... So fahre ich denn getrost fort mit Beten. Ich will von den täglich sich wiederholenden Kämpfen nicht weitere Worte machen; aber das kann ich nicht unterlassen, Dich, den Diener Jesu Christi, aufs angelegentlichste zu bitten, daß auch Du Deinen und meinen Herrn angehest und bittest, daß er, da er größer ist als mein Herz, mich seines Willens gewiß mache, sei es durch seine Hilfe, sei es, daß er mir aus seinem Worte Weisheit gebe zum Dulden (Jakobus 1,5), sei es durch Deinen Rat oder Deinen Trost oder Deine Belehrung.«

»Jesus ist der Kern der Schrift«

Dieser Brief an Bengel wurde geschrieben am 18. Oktober 1751. Alle eigene Bitte und die Fürbitte treuer Freunde hat Hiller nicht zum Wiedergewinnen seiner leiblichen Stimme verholfen. Anfechtungen blieben auch fernerhin nicht aus. Aber immer mehr durfte Hiller erkennen, daß ihm sein Herr doch eine Stimme schenkte, nämlich die, welche in seinen Schriften und Liedern erklang. Und wir — in der Rückschau auf die Jahrhunderte, die seit Hillers Leben und Dichten vergangen sind — können nur voll Dank und Staunen feststellen: Der stimmlose Pfarrer von Steinheim dringt

mit der Stimme seiner gottgeschenkten Lieder auch noch in unserer Zeit in manches Herz und Gewissen hinein, tröstet, erquickt, preist die Gnade und nimmt Menschen in das Lob des Namens Jesu hinein.

Hören wir nach den Worten aus dem Jahre 1751 nun solche aus dem Jahre 1763! Sie zeigen, wie Hiller dankbar ist für seines Gottes Wohltaten und den göttlichen Segen in seinen Lebensführungen wahrnimmt:

»So groß die leiblichen Wohltaten Gottes gegen mich gewesen sind, so ist doch seine Barmherzigkeit im Geistlichen an mir noch größer gewesen. Davon will ich nur etliches rühmen. Die erste geistliche Wohltat empfang ich in der heiligen Taufe, welche mich oft in Anfechtung getröstet hat. Hernach hat er noch in der Kindheit und bei dem ersten Abendmahl mein Herz kräftig gerührt und zum Gebet und Liebe Gottes eifrig angetrieben... Er hat in meinem Amt unter vieler herzlicher Beschämung über meine Untreue, Unverstand, Leichtsinigkeit, Trägheit und andere Unarten mich in dem Blute meines Heilandes die tägliche Vergebung meiner Sünden nach seiner ewig währenden Barmherzigkeit reichlich empfinden lassen und mich bei seinem Abendmahl erquickt.

Ferner hat er mich in der Liebe seines göttlichen Wortes erhalten und in der Erkenntnis Jesu Christi, meines Erlösers, wachsen lassen, auch mein amtliches Wirken, besonders in den kleinen Sonntagsstunden, und meine in den stimmlosen Jahren ausgefertigten Büchlein nicht ohne Segen sein lassen, welches hiermit zum Ruhme seiner unverdienten Barmherzigkeit gemeldet sei. Mein Letztes ist, daß ich seiner Verheißung traue und hoffe, er werde einst auch im Tode seine Barmherzigkeit nicht von mir reißen und mich auf den Versöhnungstod Jesu Christi, seines Sohnes, meines Herrn, selig hinsterven und in diesem die Auferstehung und das ewige Leben finden lassen.«

Was ist mit den »ausgefertigten Büchlein« gemeint, die Hiller im Vorstehenden erwähnt und die er vom Segen Gottes begleitet sieht? Das sind die Produkte seines literarischen und dichterischen Schaffens in der Steinheimer Zeit. Wir wollen uns diesen nunmehr zuwenden.

Da ist zunächst zu nennen »Das Leben Jesu Christi, des Sohnes Gottes, unsers Herrn, in gebundener Schreibart nach den einstimmigen Schriften der heiligen Evangelien«, erschienen 1752. In der Einleitung dieses umfangreichen Werkes erwähnt Hiller seine beiden vorangegangenen dichterischen Versuche und stellt Sinn und Ziel des dritten heraus:

Einst hatte ich dem Arndt im Beten nachgesungen,
dann hat mein Hirtenlied vom Morgentau geklungen.
Nun wag ich mich gebückt zu Jesu Christo hin.
Ich weiß es, wer er ist, und fühle, was ich bin.
Doch soll mein schwacher Reim durch seine Kraft ihn
ehren.
Willst du, so kannst du, Herr, die Gnade mir gewähren.

Hiller wählte für diese Dichtung ein Versmaß, das man Alexandriner nennt. Kenner sagen, daß dieser leicht einförmig und ermüdend wird, vor allem, wenn man einen solch vielgestaltigen Stoff, wie ihn Jesu Leben, Lehren und Wirken liefert, da hinein preßt. Der Verfasser hatte aber die große Freude, daß kein Geringerer als Johann Albrecht Bengel seine Verse lobte.

So sehr es Hiller lag, seine Gedanken, Erkenntnisse und Empfindungen in Reimform auszudrücken, so hat er doch auch in Prosa geschrieben. Dieser Teil seines Schaffens gipfelt in einem sehr umfangreichen theologischen Werk, das den umständlichen Titel trägt: »Neues System aller Vorbilder Jesu Christi durch das ganze Alte Testament, in ihrer vollständigen Schriftordnung und verwunderlichem Zusammenhang nach den beiden Ökonomiezeiten zur Verehrung der göttlichen Weisheit«. Hiller versucht darin nachzuweisen, daß das ganze Alte Testament als Hinweis auf Jesus Christus zu verstehen sei. Er ist Mittelpunkt und Hauptinhalt des Alten und des Neuen Testaments. Beim gläubigen Betrachten der Bibel vernimmt man überall seine Stimme. Man kann die Autorität der Bibel im Grunde nur von Christus her, der ihr Herz und ihre Mitte ist, begründen.

Über das von Hiller geübte Verfahren urteilt Irmgard Weth-Scheffbuch, die eine ausgezeichnete Kennerin dieses »Schwabenvaters« ist und eine sachkundige Auswahl aus seinem Schaffen herausgegeben hat (»Das Wort und Christus in dem Wort — Betrachtungen und Lieder«), folgendermaßen: »Scheinbar nebensächliche Einzelheiten werden als versteckte Hinweise auf Christus, als von Gott gesetzte 'Vorbilder Jesu Christi' gedeutet. Mag auch Hiller bei solcher Auslegung manchmal zu weit gegangen sein, so verliert er in seinen weitschweifigen Auslegungen und Deutungen doch nie das Ziel aus den Augen, dessentwegen er sich überhaupt zu solcher Arbeit gerufen weiß: die Verherrlichung Jesu Christi im glaubenden Hören auf das Evangelium, das nach seiner Meinung im Alten Testament nicht weniger als im Neuen zur Sprache kommt.

Jesus ist der Kern der Schrift,
weil auf ihn zusammentrifft,
was im Alt und Neuen Bund
je im Buche Gottes stund.

Dieser Satz Hillers, der zugleich als der Kernsatz seiner Theologie gelten muß, kann allein die Autorität der Schrift begründen, kann erklären, weshalb die Schrift als Wort Gottes gehört und geehrt werden muß. Hiller wird nicht müde, immer und immer wieder auf diesen einen und einzig tragfähigen Grund seiner Theologie hinzuweisen, und es klingt fast wie ein Vermächtnis, wenn er in einem seiner letzten Lieder singt:

Das Wort und Christus in dem Wort,
das soll mein Leitstern bleiben.
Was davon führt, das gehe fort;
mich soll es nicht abtreiben.
So bleibt mein Herz in seiner Ruh;
das Wort führt mich dem Sohne zu,
der Sohn mich zu dem Vater.

Soweit Irmgard Weth-Scheffbuch. Hillers theologische Schriften, zu denen er in der erzwungenen Muße seiner stimmlosen Zeit in Steinheim die Zeit fand, stimmen in ihrer letzten Zielsetzung völlig mit dem überein, was er mit seinen Liedern aussagen will. Es geht in beidem um die Verherrlichung Jesu Christi. Im Blick auf die Lieder hat er das einmal so ausgedrückt:

Wer wundert sich ob meinem Liede,
daß dies allein auf Jesum geht?
Nur der wird seines Lobes müde,
der seine Größe nicht versteht.
Ist's denn nicht so?
Das A und O
ist Jesus in der Schrift allein;
sollt er's in meinem Lied nicht sein?

Wenigstens eine kleine Probe aus dem »Neuen System aller Vorbilder Jesus Christi« sei hier dargeboten:

Die Herausführung aus Ägypten (2. Mose 12ff.)

»Mose errettete die Kinder Israel nicht mit eigenem Blut; denn das

konnte er nicht. Hingegen hat's Jesus mit eigenem auserwählten, unschuldigem Blut getan, und der vermochte es auch allein. Jenes Lämmerblut aber war ein Vorbild auf dieses. Hierdurch war dem Tod all sein Recht und seine Gewalt genommen. Ein Recht hatte er an alle, aber nun an Israel nicht mehr. Eine Gewalt hatte er auch über die Höchsten und Stärksten, hier aber an die Niedersten und Schwächsten nicht mehr; denn sie standen unter dem Schutz dieses Erlösungsblutes und durften froh, frei und unangetastet ausgehen.

Wie es an jenem allgemeinen, völligen Erlösungstag geschehen wird, davon es in Offenbarung 20,13 heißt: 'Das Meer gab die Toten, die darin waren, und der Tod und die Hölle gaben die Toten, die in ihnen waren...', so ging es hier im Land Ägypten und im Roten Meer. Ägypten stieß sie aus. Pharao versuchte zwar seine letzte Kraft und eilte ihnen mit seinem Heer und Wagen nach; aber da wurde der Tod erst recht verschlungen in den Sieg. Nun singen wir mit Freuden wie das erlöste Israel von dem Sieg. Jene sprachen: 'Der Herr ist meine Stärke und ist mein Psalm und ist mein Heil' (2. Mose 15,2). Wir aber sprechen: 'Tod, wo ist dein Stachel? Hölle, wo ist dein Sieg? Gott aber sei Dank, der uns den Sieg gegeben hat durch unsern Herrn Jesus Christus' (1. Kor. 15,57). Wir sind aus den Toten lebendig geworden, wir sind aus dem Tod ins Leben gekommen, wir sind vom Tod zum Leben hindurchgedrungen!«

Es sei noch einmal der Hinweis wiederholt, den wir gleich zu Anfang gegeben haben: Das bekannteste Lied des Dichters »Jesus Christus herrscht als König« findet sich in dem Prosawerk der »Vorbilder«.

Bevor wir uns nun der wichtigsten, bekanntesten und wirkungsmächtigsten Gabe aus Hillers Schaffen zuwenden, seinem »Geistlichen Liederkästlein«, wollen wir der Vollständigkeit halber noch einige seiner Schriften wenigstens namentlich erwähnen: »Kurze und erbauliche Andachten bei der Beichte und dem heiligen Abendmahl« (22 Lieder) — »Beiträge zur Anbetung Gottes im Geist und in der Wahrheit, oder: Morgen- und Abendandachten nach dem Gebet des Herrn, in gebundener Schreibart« (17 Lieder, erst nach dem Tod des Verfassers 1785 herausgegeben) — »Vorbilder der Kirche Neuen Testaments im Alten Testament« (1766 - 1768) — »Nützliches Andenken für Konfirmierte« (1768, Hillers letztes Werk).

Das Geistliche Liederkästlein

Alle die genannten Werke zeigen, daß Hiller die Zeit in Steinheim, in der er am Predigen verhindert war, in mannigfacher Weise als Schriftsteller und Dichter fruchtbar genutzt hat. Aber alle seine z.T. umfangreichen Schöpfungen treten zurück hinter dem »Geistlichen Liederkästlein«, dessen beide Teile 1762 bzw. 1767 erschienen sind. Sie sind bis in die Gegenwart hinein immer wieder aufgelegt worden. Der genaue Titel des ersten Bandes lautet: »Geistliches Liederkästlein zum Lobe Gottes, bestehend aus 366 kleinen Oden über so viel biblische Sprüche, Kindern Gottes zum Dienst aufgesetzt«; der des zweiten: »Betrachtung des Todes, der Zukunft Christi und der Ewigkeit auf alle Tage des Jahres, oder: Geistliches Liederkästlein, 2. Teil. Denen, die die Erscheinung Christi lieb haben, zum Dienst aufgesetzt«.

Als Hiller sein »Liederkästlein« schrieb, stand ihm als Vorbild vor allem das 1718 entstandene »Güldene Schatzkästlein der Kinder Gottes« des Hallenser Pietisten Karl-Heinrich von Bogatzky (1690-1774) vor Augen. Dieser ist der Verfasser von »Wach auf, du Geist der ersten Zeugen«, dem ersten Missionslied der deutschsprachigen evangelischen Christenheit.

Aus den Vorreden Hillers zu den beiden Teilen des »Geistlichen Liederkästleins« erfahren wir am besten, welche Absicht ihn bei der Herausgabe bewegte: »Es ist ohne mein Vermuten an mich begehrt worden, etwas auf die Art des Bogatzkyschen Schatzkästleins und etlicher anderer zu verfertigen. Mir ist's eine Freude, an dem Worte Gottes irgend besonders zu dienen, da ich es im Öffentlichen nun nicht mehr tun kann. Wenn ich hierbei anderer an so vielen Seelen schon viele Jahre gesegneter Arbeit im Wege stehen oder sie mit der meinen, zu meiner eigenen Schande, verdrängen wollte, so könnte man mich entweder eines aufgeblasenen Sinnes oder eines sündlichen Neides beschuldigen. Daher faßte ich nur den unsträflichen Vorsatz, etwas zu liefern, das neben dem nützlichen Gebrauch jener Aufsätze einigen Dienst, so es der Herr segnen wollte, tun möchte.

Ich vermeinte, daß wir an solchen Liedern, die eigentlich von dem Lobe Gottes handeln, in Gesangbüchern und sonst keinen Überfluß haben. Denn während unsere gottseligen Alten in ihren Liedern gemeinlich ein Gloria und Halleluja angehängt, so haben es die Neuere gar sparsam getan. Nun gehört dieses nicht weniger zum Gottesdienst als die Lieder, die die Lehren, Ermahnungen, Gebete und Trost in sich halten, es sei in der Ge-

meinde oder zu Hause. Ich wollte also in diesem Stücke einen Versuch tun, ob der Herr Gnade gebe, daß ich hierin den Kindern Gottes eine geringe Beihilfe leisten möchte. Daher machte ich über so viele Sprüche, als Tage im Jahr sind, eine kleine Ode, die vornehmlich auf die Anbetung Gottes, auf das Lob seiner Eigenschaften, auf den Ruhm seiner Werke und auf den Dank für seine Wohltaten, doch ohne Ausschluß jener Absichten, gerichtet wären. Hat jemand mehr Feuer als ich in meinen alten Tagen, so diene er mit seiner Gabe aus dem Vermögen, das Gott darreicht; und wenn er nur dazu durch meine Arbeit erweckt worden, so habe ich schon genug genützt.«

»Ich danke es der Barmherzigkeit Gottes, daß er das 1762 ausgegangene Liederkästlein nicht hat ohne Segen sein lassen. Man hat das folgende Jahr einen zweiten Teil davon an mich begehrt, welcher sich aber ohne meine Schuld verzögert hat. Nun geht er endlich auch aus, und ich empfehle ihn wieder der göttlichen Gnade, daß auch er einige Frucht bei denen, die die Erscheinung Christi liebhaben, tragen möge.

Wie jener ältere Teil vornehmlich auf das Lob Gottes abgezweckt hat, so ist dieser nachfolgende seinem Hauptinhalt nach eigentlich auf das Erwarten der Zukunft unsers Heilandes Jesu Christi gerichtet. Dies ist uns Christen vorgeschrieben, dies ist der Befehl des Herrn Jesu und die evangelische Lehre seiner Apostel. Daher findet man in diesen Liedern mehr Gebete und Ermahnungen als in dem ersten Teil.

Die Schwäche der Poesie und andere Fehler halte man einem alten Manne zugut, der mit andern wartet auf die Barmherzigkeit des Herrn zum ewigen Leben.«

Albert Knapp, den man als den besten Kenner Hillers und seines Liedgutes bezeichnet hat, sagt vom »Liederkästlein«: »Es war dem frommen Pfarrer von Steinheim, der mit seiner Familie wie mit seiner Gemeinde so treulich lebte, der beste Wein, wie zu Kana, aufs Ende vorbehalten. Nach vielen poetischen Studien, die nicht allein von seinem begabten Geist, sondern allermeist von dem Herzen, nicht bloß von der Hand, sondern auch von seinen vielgebeugten Knien ausgegangen sind, ward ihm am Lebensabend noch die köstlichste Gabe verliehen.

Geistliches Liederkästlein — ein bescheidener Titel, wie denn das ganze Dichtertalent Hillers durchaus den Stempel ungeheuchelter Einfalt, Demut und Nüchternheit an der Stirn trägt. In diesem unscheinbaren Bande sind die reichen Erfahrungen und Grundgedanken seines Gemüts mit einer Mannigfaltigkeit und

Klarheit niedergelegt, wie man sie schwerlich in einem andern Buche dieser Art entdecken wird. Dabei weht darin überall neben der lautersten Ehrfurcht vor der Heiligen Schrift eine so milde, erbarrende Liebe und Weitherzigkeit, gepaart mit unüberhörbaren Buß- und Gewissensstimmen, daß es sich wohl erklären läßt, warum alle religiösen, so verschiedenen Parteien des evangelischen Württembergs diesem Dichter so herzlich zugetan sind und sich im gesegneten Gebrauche solches güldenen Kleinods vereinigen. Es ist nicht zu verwundern, warum dieses Buch nächst der Bibel bei uns vielleicht das gesegnetste Andenken genießt.«

Die Bibel, Arndt und Hiller

Knapp rühmt die »Kraft salomonischer Körnigkeit und sprichwörtlicher Prägnanz« des »Liederkästleins«. Er urteilt: »Das alte, kernhafte Christentum Altwürttembergs spiegelt sich dichterisch am getreuesten in Hillers Gesängen ab.« Hiller hat über sein Werk selber bescheiden geurteilt: Paul Gerhardt habe von Gott zehn Pfunde dichterischer Gabe empfangen, er eins. Friedrich Baun, wie Knapp ein Verehrer Hillers, erinnert daran, daß zwei Zeitgenossen des Dichters Gerhard Tersteegen und Nikolaus von Zinzendorf gewesen sind. Er stellt folgenden Vergleich zwischen den dreien an:

»Tersteegen, mit dem Hiller das Todesjahr teilt, übertrifft ihn an Innigkeit und Zartheit der Empfindung, Zinzendorf ist ungleich feuriger, sprühender, schwungvoller. Aber gerade von letzterem unterscheidet er sich vorteilhaft durch seine keusche, gesunde Besonnenheit und taktvolle Zurückhaltung den höchsten göttlichen Geheimnissen gegenüber.« Auf die Lieder Zinzendorfs, wie wir sie jetzt in unsern Gesangbüchern finden, trifft Bauns Kritik »die Überschwenglichkeit und das süßlich-tändelnde Wesen der Herrnhuter« betreffend nicht mehr zu. Aber im Leben Zinzendorfs und mancher seiner Anhänger hat es eine Epoche gegeben, wo ein wunderlicher, wenn nicht gar abstoßender Kult mit dem Blut und den Wunden Christi, mit seinem »Seitenhöhlchen« — auch in der Dichtung — getrieben wurde. Hiller war von solchen Abirrungen immer wohltuend frei, übrigens auch der »Dritte im Bunde«: Tersteegen.

Hören wir noch weitere eigene Worte Hillers über sein »Liederkästlein«: »Ich habe mich der Einfalt beflissen. Übertriebene Ausdrücke einer fliegenden Einbildung, gar zu gemeinschaftliche und

vertrauliche Redensarten von Christo als einem Bruder, von Küssen und Umarmen von einzelnen Seelen, als ob eine jede besonders eine Braut Christi wäre, kindische Liebkosungen gegenüber Jesu als einem Kindlein, habe ich vermieden, und ernsthafte Gemüter werden mir diese Ehrerbietung gegen die Majestät unsers Heilandes nicht tadeln.«

Geben wir noch einigen Stimmen aus dem Schwabenland, Hillers von ihm herzlich geliebter Heimat, Raum! Dort vor allem — aber nicht nur dort — hat er sich in die Seele des gläubigen Volkes hineingesungen: »Bengel ist unser tiefster Theologe und Schriftausleger, Hiller der edelste Dichter biblischer Erbauung.« — »Er ist der eigentliche Sangmeister und Asaph unseres gläubigen schwäbischen Volkes.« — »Hiller ist der echte Schüler des würdigen Bengel. Dieser rühmt mit Recht einmal von Hillers Versen, daß sie 'etwas Hoheitsvolles im gemeinen Stil' haben.« — »Immer wieder klingt der gleiche Grundton durch und erscheint ein Wort: Gnade. Wie bei einem Johannes die Liebe oder bei einem Apostel Paulus der Glaube, so ist bei Hiller die Gnade der Edelstein, welcher all sein Gewebe und Gewirke ziert und durchzieht. Hiller ist der Sänger von der Gnade.«

»Fest und unentwegt steht Hiller im Mittelpunkt der evangelischen Heilsverkündigung; immer ist es lauterer, in Einfalt dargebotenes Wort Gottes, was er gibt, und darin liegt auch das Geheimnis, warum seine Lieder nicht veralten können. Kein Dichter hat das göttliche Wort so vielfach besungen wie Hiller.« — »Nächst der Bibel und Arndts 'Wahrem Christentum' ist der größte geistliche Segen auf das württembergische Volk von Hillers Liederkästlein ausgegangen.«

Wie Hiller mit den Versen des Liederkästleins ganz in der Gedanken- und Bilderwelt der Heiligen Schrift lebt, dafür sei nur diese einzige Probe herausgegriffen:

Wenn ich täglich Manna äße,
das gelobte Land besäße,
Joseph selbst zum Pfleger hätte,
nachts des Salomonis Bette,
Gold aus Ophir gleich den Steinen —
würde das nicht Segen scheinen?
Doch ist's klein, wenn wir's erwägen
nach der Himmelsgüter Segen.

Hillers Singen und Dichten war keine Sache des Kopfes und des

Mundes, sondern des Herzens. Das hat er einmal erfrischend klar so ausgesprochen: »Wie der Geist des Glaubens mein Herz erfüllen muß, daß ich rede, so muß es auch heißen: 'Ich glaube, darum singe ich.' ... Unser Singen soll wie das Beten im Geist und in der Wahrheit geschehen. Buße, Glaube und Liebe müssen der redliche Grund unsres Gesangs heißen. Singen ohne Buße nennt die Schrift ein 'Geplärr' (Amos 5,23); Singen ohne Glaube heißt Sünde (Röm. 14,23); Singen ohne Heiligung des Lebens ist Lüge und Betrug (1. Joh. 1,6). Wo aber Buße, Glaube und neuer Gehorsam ist, da ist das rechte Singen und Spielen in dem Herzen der Erlösten.«

»Die Gnade sei mit allen!«

Wir wollen nun der Theorie die Praxis anfügen und einige Auszüge aus den zwei Teilen des Liederkästleins bringen. Erinnern wir uns daran, daß Hiller als Inhalt angegeben hat »je 366 kleine Oden über so viele biblische Sprüche«! Die Oden (Lieder) sind z.T. im vollen Wortlaut, z.T. auszugsweise zitiert:

21. Mai Der Herr hat zu mir gesagt: Laß dir an meiner Gnade genügen (2. Kor. 12,9)

Vergnügt mit wenigem in geistlichen Dingen sein, reicht nicht weit zu, weil ein Mangel folgt, den nichts Zeitliches ersetzen mag. Aber Gottes Gnade dient den Gläubigen in geistlichen und leiblichen Bedürfnissen zur Genüge und kann allen Mangel erstatten.

Gottlob, ich habe Gnade, an Gnade ist's genug.
Sonst ist mir alles Schade; der Mammon ist Betrug,
die Wollust ein Verderben, die Ehre wird nicht satt.
Der kann zum Himmel sterben, der nichts als Gnade hat.

Die Gnade gibt Genüge, und wenn ich Satans Pfahl
auch in dem Fleische trüge, so stillte sie die Qual.
Und ging ich stets im Leide die ganze Lebenszeit,
gibt Gnade doch noch Freude, zuletzt die Seligkeit.

Von Gnade will ich singen, die man in Jesu krieget;
ich will mein Danklied bringen, wenn mir daran genügt.
Ich trete ganz und grade hier und dort vor den Thron
und rühm's: Ich habe Gnade in Jesu, Gottes Sohn.

24. *Mai Die heilsame Gnade züchtigt uns* (Titus 2,12)

Wer Gottes Gnade nicht geschmeckt hat, hält die Zucht für Seile und Bande und bleibt dem Satan lieber am Strick. Bei solchen muß Gott Zaum und Gebiß gebrauchen, wenn sie nicht zu ihm wollen. Wer Gnade erfahren, hasset ihre Zucht nicht; er dankt ihr noch mit kindlichem Herzen.

Wenn uns Gott das Herz besichtigt
und durch seine Gnade züchtigt,
sollen wir ihm dankbar sein.
Gottes Zorn bleibt auf dem Sünder,
aber für die Gotteskinder
gilt die Gnadenzucht allein.

Zärtlich kann die Liebe dringen,
sie will nicht gesetzlich zwingen,
macht's dem Herzen nicht zu schwer.
Züchtig und gerecht zu leben
und sich Gott als Kind ergeben,
das kommt von der Gnade her.

Teure Gnade! Starke Liebe!
Auch mein Herz fühlt deine Triebe,
daß sie alle heilsam sind.
Zieh mein Herz, wie es dein Wille,
sag ihm nur auch in der Stille:
Du hast Gnade, du bist Kind.

Hielt mich nicht die Zucht der Gnade,
o wie wäre das mein Schade,
o wem lief ich Armer zu!
Dir sei Dank für deine Rührung,
dir sei Ruhm für deine Führung.
Was ich bin, das wirkst du.

Bei den folgenden Proben beschränken wir uns allein auf den Text der Lieder:

Die Gnade sei mit allen,
die Gnade unsres Herrn,
des Herrn, dem wir hier wallen
und sehn sein Kommen gern.

Auf dem so schmalen Pfade
gelingt uns ja kein Tritt,
es geh denn seine Gnade
bis an das Ende mit.

Auf Gnade darf man trauen,
man traut ihr ohne Reu;
und wenn uns je will grauen,
so bleibt's: Der Herr ist treu.

Die Gnade, die den Alten
ihr Weh half überstehn,
wird uns ja auch erhalten,
die wir in unsrem stehn.

Es scheint uns nichts ein Schade,
was man um Jesum mißt,
der Herr hat eine Gnade,
die über alles ist.

★ ★ ★

Weicht, ihr Berge, fallt, ihr Hügel!
Gottes Gnade weicht mir nicht,
und der Friede hat dies Siegel,
daß Gott seinen Bund nicht bricht.
Dieses macht mich unverzagt,
weil es mein Erbarmer sagt.

Das sind Worte für die Blöden,
die sind aller Annahm wert.
Das heißt an die Herzen reden,
das ist Trost, wie man begehrt.
Gottes Gnade weicht dir nicht,
weil es dein Erbarmer spricht.

Hier ist Kraft für alle Müden,
die so manches Elend beugt;
man find't Gnade, man hat Frieden,
welcher alles übersteigt.
Mein Erbarmer, sprich mir du
dies in allen Nöten zu!

Herr, dein Wort

Herr, dein Wort ist gewiß und wahr,
und wenn sich gleich die finstre Schar
der Hölle scharf dawider setzt,
so bleibt dein Wort und siegt zuletzt.

Herr Jesu, wenn des Irrtums Kraft
bald den, bald jenen an sich rafft,
laß meinen Glauben ganz allein
auf dein Wort fest gegründet sein.

Dein Wort sagt mir, du seist getreu
und stehst uns in Versuchung bei,
daß keine über uns entstehn,
die über das Vermögen gehn.

Dein Wort sei mir im Streit mein Schild,
in allem Tun mein Musterbild,
in Finsternis mein sichres Licht,
im Leiden meine Zuversicht,

zum Sterbetrost, zur Lebenskraft
am Ende meiner Pilgerschaft,
daß ich im Himmel froh erfahr,
dein Wort, Herr, sei gewiß und wahr.

★ ★ ★

Werte Schriften vom Erbarmen!
Göttlich Wort von Gottes Huld!
Hier ist Reichtum für die Armen
und ein Freibrief für die Schuld;
hier ist Balsam für die Wunden,
hier ist Trost für alle Not;
es gibt Nahrung den Gesunden,
Lebenswasser für den Tod.

Gott, wir danken deiner Gnade,
die uns solch ein Wort geschenkt,
welches auf dem Lebenspfade
uns das Herz zum Himmel lenkt.
Laß es dir zum Lob geschehen,
daß wir, wie dein Wort verheißt,

jetzo glauben, künftig sehen
Gott, den Vater, Sohn und Geist.

Wir müssen es uns versagen, noch weiter ausführlich aus Hillers
Liederkästlein zu zitieren. Es folgen noch die Anfangsstrophen ei-
niger Lieder:

Die Sünden sind vergeben!
Das ist ein Wort zum Leben
für den gequälten Geist.
Sie sind's in Jesu Namen;
in dem ist Ja und Amen,
was Gott uns Sündern je verheißt.

★ ★ ★

Vater, sieh auf unsre Brüder
auch von deinem Thron hernieder,
wo sie in der Drangsal sind.
Schütze sie in Schmach und Schanden,
rette sie aus allen Banden,
weil man bei dir Hilfe find't.

★ ★ ★

Es jammre, wer nicht glaubt.
Ich will mich stillen;
mir fällt kein Haar vom Haupt
ohn Gottes Willen.
In Jesu hab ich hier
das beste Leben;
und sterb ich, wird er mir
ein beßres geben.

Jetzt noch vier Anfänge bekannter Lieder:

Mir ist Erbarmung widerfahren (nach »Jesus Christus
herrscht als König« wohl das bekannteste und beliebteste
Lied Hillers)
Sieh, dein König kommt zu dir
Wir warten dein, o Gottessohn

Ich will streben nach dem Leben.

Zu dem letzten Lied ein interessanter Hinweis. Wo es in heutigen Gesangbüchern noch zu finden ist, heißt es am Schluß des ersten Verses:

Hält man mich, so lauf ich fort;
bin ich matt, so ruft das Wort:
Fortgerungen, durchgedrungen
bis zum Kleinod hin!

Ursprünglich stand dort aber in schwäbischer Dialektform:

Nur im Hoffen fortgeloffen
bis zum Kleinod hin!

Wir müssen uns vom Liederkästlein trennen. Da es das Werk Hillers ist, das die weitaus stärkste Wirkung gehabt hat, war das längere Verweilen dabei durchaus berechtigt. Lassen wir noch einen der Söhne Hillers mit einem Satz, der für des Dichters ganzes Schaffen gilt, zu Worte kommen: »Mein Vater hatte seine vorzügliche Gabe und Geschicklichkeit in der Dichtkunst dem Worte Gottes aufgeopfert, nicht das Wort Gottes der Dichtkunst nach Art so vieler neumodischer Dichtkünstler.«

»Gib mir ein ruhig Ende!«

Den zweiten Teil seines »Geistlichen Liederkästleins« hat Hiller im Jahre 1767 herausgegeben, zwei Jahre vor seinem Heimgang. Gerade aus ihm sind besonders viele Lieder in die Gesangbücher aufgenommen worden. Gerade aus ihm tönt seine Stimme weiter durch die Zeiten. Von besonderen körperlichen Gebrechen Hillers außer seiner unheilbaren Heiserkeit ist uns aus seinen letzten Lebensjahren nichts bekannt. Es scheint sogar das Gegenteil der Fall gewesen zu sein, wie der Sohn es darstellt:

»Vaters Leib war zwar schwach und klein, aber muntere Gottseligkeit herrschte darin und machte seinen Umgang angenehm, gewürzt und lebhaft. In hohem Alter blieb er grünend und frisch, wurde aber des Lebens in gutem Frieden zuletzt satt und in der Welt ein ganzer Fremdling — wie er denn in seinen letzten Jahren oft zu sagen pflegte, daß er genug gelebt habe, ob ihm gleich keine

besondere Not das Leben entleide. Wirkte die viele Medizin gleich nicht zur Wiederherstellung seiner Stimme, so wurde doch seine schwache Natur und Gesundheit wider alles Vermuten bis zu einem hohen Alter gestärkt.«

Unter den Liedern Hillers sind auch solche, die sich mit dem Sterben und Heimgehen beschäftigen. Er meinte: »Es dient einem Christen, daß er sich seine letzten Stunden vorstelle; seine Hoffnung wird dadurch gestärkt. Der Unchrist muß mit Schrecken daran denken.« Bekannt geworden sind die folgenden Verse:

Herr, meine Leibeshütte
sinkt nach und nach zu Grab.
Gewähre mir die Bitte
und brich sie stille ab.

Gib mir ein ruhig Ende,
der Augen matten Schein
und die gefaltne Hände
laß sanft entseelet sein.

Laß meine letzten Züge
nicht zu gewaltsam gehn
und gib, daß ich so liege
wie die Entschlafenen.

Doch es gescheh dein Wille,
ich scheide gleich dahin
im Kämpfen oder stille,
wenn ich nur selig bin.

Hiller war bereit, sich auch in einen Leidens- und Todeskampf zu schicken. Aber Gott hat es mit seinem Ende so gemacht, wie er es zu Beginn seines Liedes erbat. Albert Knapp schreibt darüber: »Sein Gesuch wurde ihm nicht verweigert. Nach Vollendung seines 70. Lebensjahres, als er die meisten seiner Kinder teils versorgt oder doch auf dem ewigen Wege wandeln sah, befiel ihn eines Tages, den 24. April 1769, nachts unvermutet ein Schlagfluß (Schlaganfall); und als die Seinen, durch sein Röcheln aufgeweckt, herbeieilten, vernahmen sie auf ihre besorglichen Fragen nur noch ein Wort seines Mundes: 'es sei ihm wehe'. Sogleich hernach stockte der Atem, und er, der so viel in gesunder Zeit vorausgebetet hatte, bedurfte nun auch im entscheidenden Moment keines besonderen Seufzers mehr, um seinem schon so lange gefundenen Gott sterbend in die Arme zu fallen.«

Knapp gibt auch die »etwas trockene Anzeige« — so seine Worte — wieder, mit der der damalige Dekan Christlieb in Heidenheim, zu dessen Amtsbereich Steinheim gehörte, dem Herzoglichen Konsistorium in Stuttgart den Heimgang Hillers mitteilte:

»Gestern nachmittag zwischen 5 und 6 Uhr forderte Gott durch einen schnellen Tod aus dieser Zeitlichkeit ab den rechtschaffenen und gelehrten Pfarrer Magister Philipp Friedrich Hiller, geb. zu Mühlhausen den 6. Januar 1699, folglich seines Alters 70 Jahre, 3 Monate. Er starb am Schlag. — Er war in officiis (im Amte) 36 $\frac{3}{4}$ Jahre, nämlich in Neckargröningen 4 Jahre, in Mühlhausen an der Enz 12 Jahre und in Steinheim 20 Jahre 8 Monate. Er hinterläßt eine Frau mit sieben Kindern, nämlich drei Söhne und vier Töchter. Zween Söhne sind Pastores, einer zu Gächingen, der andere zu Eybach, der dritte ist als Scribent (Schreiber, Angestellter) in Holland. Eine Tochter ist Präceptorin (Lehrerin) allhier, und drei Töchter sind noch ledig. Das hinterlassene Vermögen ist mittelmäßig.«

In dem Jahr, in dem Hiller starb, sind noch zwei andere Liederdichter der evangelischen Christenheit heimgegangen, nämlich Christian Fürchtgott Gellert (»Dies ist der Tag, den Gott gemacht — Herr, stärke mich, dein Leiden zu bedenken — Jesus lebt, mit ihm auch ich — Wie groß ist des Allmächt'gen Güte«) und Gerhard Tersteegen. Albert Knapp hatte einmal im Hinblick auf diese drei Dichter ein merkwürdiges Traumerlebnis. Lassen wir ihn erzählen:

»Ich kann nicht umhin, eines mir unvergeßlichen Traumes, den ich in der Nacht des 1. oder 2. Januars 1849 erlebte und dessen Lichtbild mir noch wunderbar vor den inneren Augen steht, ... Erwähnung zu tun. Es erschienen mir in jenem heiteren Traume drei längst vollendete Geister, von einem duftenden Strahlenglanz umflossen, und zwar also, daß einer auf einer hellen wolkigen Zwischenwand über dem andern stand. Diese drei Geister flüsteren mir mit milden Worten zu: 'In diesem Jahre sind es 80 Jahre, daß wir zum ewigen Leben vollendet wurden.'

Ich vermochte die Lichtgestalten, deren Glanz nach oben stets heller und herrlicher wurde, nicht nach ihren einzelnen Zügen zu erblicken, aber es wurde mir deutlich gesagt: Siehe, dieser untere ist Gellert, der mittlere ist Hiller, der obere ist Tersteegen. Ein Wonnegefühl durchdrang mich bei der Anschauung dieser ernsten, feierlich blickenden Geister, und als ich des andern Morgens die Quellen nachschlug, fand sich's, daß diese drei trefflichen

Sänger der Kirche des Herrn ihren irdischen Lauf im Jahre 1769 vollendet haben — ein Umstand, der mir im wachenden Zustand nie bemerklich geworden war.«

Segensspuren von Hillers Liedern

Der schwäbische Pfarrer Friedrich Baun hat im Jahre 1924 ein 32 Seiten starkes Heft über seinen Landsmann Philipp Friedrich Hiller geschrieben. Daraus hat unsere Darstellung hier und da geschöpft. Abschließend tut sie das noch einmal, indem wir etwas von dem weitergeben, was Baun von Segensspuren der Lieder Hillers hier und da entdeckt, z.T. auch selber erlebt hat. Hören wir ihm zu:

Der Überfall in Grusien

Es war ums Jahr 1830, daß eine Ansiedlung von ausgewanderten frommen Württembergern in Grusien, einer Landschaft des südlichen Kaukasus, von einer Horde räuberischer Tscherkessen überfallen und meistens in die Sklaverei verschleppt wurde. Da nahmen gläubige Eltern schnell noch zwei Hillersche Liederkästlein, zerschnitten sie und gaben die einzelnen Blätter ihren weinenden Kindern als geistliche Wegzehrung mit. Gewiß haben diese ihnen auch im Lande des Elends segensreiche Dienste geleistet.

Ein Weihnachtserlebnis

Eine arme Frau erzählt: »Vor Weihnachten 1844 hatte ich gar kein Geld mehr im Hause, und es tat mir bitter weh, daß ich meinen Kindern nicht einmal ihre Bitte um gebratene Erdäpfel erfüllen konnte. Eine gütige Nachbarin hatte mir zwar gesagt: wenn ich in Not sei, dürfe ich mich nur an sie wenden. Aber ich wollte doch lieber direkt zum lieben Heiland gehen und mir das Nötige von ihm erbitten. Am Christfest besuchte ich nun die Kirche, wo der Herr Pfarrer den armen Leuten recht herzlich zusprach und dabei den Vers von Hiller (aus dem Liede 'Jesus Christus herrscht als König') anführte:

Eil, es ist nicht Zeit zum Schämen!
Willst du Gnade? Du sollst nehmen.
Willst du leben? Das soll sein.

Gestärkt und getröstet ging ich heim und deckte den Kindern einen mageren Tisch, innerlich gewiß: Der Herr werde uns nicht verlassen und versäumen (Hebr. 13,5). Bald kam auch die Frau unsres Hauswirts und brachte uns in einem Körblein Fleisch und Brot, worüber wir natürlich hoch erfreut waren. Des andern Tags traf ich mit dem Manne zusammen, der als geizig galt, und dankte mich bei ihm für die übersandte reiche Gabe. Doch dieser sagte mir: 'Brauchst nicht zu danken! Das ist wunderbar gegangen. Gestern früh trieb's mich immer um, dir etwas zu schicken, und ich hatte keine Ruhe, bis ich es getan hatte. So etwas habe ich noch nie erlebt!' Nun mußte ich erst recht meinem Heiland danken und durfte seither immer erfahren, was Hiller ein andermal sagt:

Es nähret allerwegen
uns ein geheimer Segen.«

Ludwig Hofacker

Am 1. Juli 1826 hielt Ludwig Hofacker, der gewaltige Erweckungsprediger, seine Antrittspredigt in Rielingshausen bei Marbach. Trotz seiner erst 28 Jahre war er körperlich bereits ein gebrochener Mann, und im Gefühl seiner Schwäche begann er gedämpften Tones mit dem Vers von Hiller:

Daß ich schwach bin, wird er wissen,
daß er stark ist, weiß auch ich;
der mich aus dem Tod gerissen,
ist noch dieser Gott für mich.

Zusehends hob sich auch seine Kraft, und im Verlauf seiner Rede »fuhr er auf wie ein Adler« (Jes. 40,31) und legte ein mächtiges Zeugnis von der Gnade Gottes in Christus Jesus ab, das allen seinen Zuhörern unvergeßlich blieb.

Angenehmes Krankenbette

Es sind jetzt etwa 30 Jahre her, daß ich als Pfarrgehilfe öfter eine Diakonisse zu besuchen hatte, die bei ihren verhältnismäßig noch jungen Jahren schon von der Gicht heimgesucht war und seit langem wie gelähmt dalag, wobei ihr jede, auch die geringste Bewegung arge Schmerzen verursachte. Manchmal führte sie das Wort

Hiobs an (7,3): »Elender Nächte sind mir viel geworden.« Dabei war sie eine aufrichtige Jüngerin Jesu und hielt an im Gebet Tag und Nacht. »Eines Tages«, erzählte sie mir nun, »griff ich, wie schon oft, zu meinem Hiller, um aus seinem Liederkästlein mich zu stärken. Da fiel mein Blick auf das Lied, das beginnt: 'Angenehmes Krankenbette'. Unwillig legte ich das Buch wieder zur Seite — nein, so konnte ich nicht sagen! Schmerzliche Tränen traten mir in die Augen. Doch nachdem ich diese getrocknet hatte und mein Blick klar und helle geworden war, las ich weiter:

Angenehmes Krankenbette,
das zu Jesu Füßen liegt!
Dies, dies ist die rechte Stätte,
wo man die Gesundheit kriegt.

Jetzt war ich getröstet. Ja, so wollte ich es auch machen wie dort der Gichtbrüchige, von dem es heißt: 'Sie ließen ihn hernieder auf einem Bette, mitten unter sie, vor Jesum' (Luk. 5,19). Und oftmals habe ich seither gebetet, wie es weiter in dem Liede heißt:

Willst du, daß ich auch soll liegen,
lege mich nur dir zu Fuß,
weil ich da nur Gnade kriegen
und von dieser leben muß.«

Noch lange nicht fertig

Als Vikar in D. im sog. »Strohgäu«, wo fast überall ein blühendes Gemeinschaftsleben ist, kam ich häufig zu einem alten Stundenhalter, der seines Zeichens nur ein schlichter Schuhmacher war, aber ein Mann voll Geist und Kraft in Worten und Werken. Da befahl ihm zur Winterszeit eine Lungenentzündung, die sein Ende befürchten ließ, worauf er sich auch ernstlich vorbereitete und nach dem Empfang des heiligen Abendmahls ganz darauf gefaßt war. Über Erwarten aber erholte er sich wieder, und bei meinem nächsten Besuch empfing er mich mit den lobpreisenden Worten: »Der Herr hat Großes an mir getan; des bin ich fröhlich« (Psalm 126,3). »Aber, Roller, Ihr wäret doch gewiß gerne heimgegangen?« sagte ich zu ihm. »Allerdings«, war seine Antwort, »aber wissen Sie, Herr Vikar, ich bin noch lange nicht fertig im Heiligungsgeschäfte. Mir geht's, wie Hiller singt (zu Judas 20: 'Erbauet euch auf euren allerheiligsten Glauben'):

Ich habe immerdar zu bauen;
bald kriegt die Liebe einen Riß,
bald sinkt das gläubige Vertrauen,
bald wird die Hoffnung ungewiß.
Mein Herz ist wie ein schwaches Haus,
da geht die Arbeit niemals aus.

Fleißig hat er dann auch an sich »weitergebaut«, bis er nach etwa Jahresfrist seine irdische Hülle ablegen durfte und er »den Bau empfang, von Gott erbaut, ein Haus, nicht mit Händen gemacht, das ewig ist, im Himmel« (2. Kor. 5,1).

Ein Tempel Gottes

In seiner Nachbarschaft wohnte in ihrem Stüblein eine betagte Witwe und Großmutter, die in ihrem langen Leben viel Bitteres durchkosten mußte. Jetzt konnte sie nichts mehr arbeiten, aber sie war, wie Bengel einmal von einer solch alten, kranken Frau sagte, »ein Heiligtum im Hause«; denn sie pflegte treulich des Priesteramts in Bitte, Gebet und Fürbitte für alle ihre Angehörigen, obwohl diese nicht immer fein sich gegen sie benahmen. Mit der Zeit wurde sie fast ganz blind und hatte es gerne, wenn man ihr etwas vorlas, am liebsten aus Hiller, von dem sie übrigens viele Verse auswendig kannte. Einmal bat sie mich, das Lied zu lesen über das Wort: »Haltet an am Gebet« (Röm. 12,12). Es beginnt:

Der Glaube, der in Christo lebt,
schöpft Atem aus dem Beten.
Ein Christ, der an der Welt nicht klebt,
freut sich, vor Gott zu treten.
Sein Bethaus ist sein Kämmerlein,
da muß sein Herz ein Glutfaß sein,
woraus der Weihrauch steigt.

»Ja«, sagte ich darauf, »so wird auch das ärmste Stüblein ein Tempel Gottes«, womit sie ganz einverstanden war.

Turnfest oder Christenlehre?

Bei einem wackeren Landpfarrer am Fuße der Alb, der nach guter, alter Sitte noch Kirchengzucht in seiner Gemeinde hielt und nach den damaligen Verhältnissen auch halten konnte, erschienen

an einem Sonntag drei junge Burschen und baten, von der Christenlehre wegbleiben zu dürfen, weil sie ein Turnfest in der Nachbarschaft besuchen wollten. Der Pfarrer erlaubte es ihnen nicht gern, mochte aber auch ihre Bitte ihnen nicht geradezu abschlagen. »Aber«, gab er ihnen zu bedenken, »denkt an den Vers von Hiller, den wir schon oftmals in der Kirche gesungen haben:

In den Zerstreungsstunden,
die nach der Weltart sind,
holt man oft tiefe Wunden
und wird am Geiste blind.«

Einer von den dreien erschien dann nachher doch in der Christenlehre, weil ihm der Vers zu Herzen gegangen war und das Gewissen ihm geschärft hatte.

Auf den schmalen Weg

Ein Bauernsohn war durch eine Evangelisation innerlich angefaßt worden, schwankte aber noch, ob er auf dem breiten Weg bleiben oder auf den schmalen hinübertreten sollte. Da wurde an einem Sonntag im Gottesdienst das Lied von Hiller gesungen:

Wie gut ist's, von der Sünde frei,
wie selig, Christi Knecht!
Im Sündendienst ist Sklaverei,
bei Christo Kindesrecht.

Da sagte er zu sich: »Dieses Glück hast du noch nicht; diese Seligkeit aber möchte ich haben.« Und so war sein Entschluß gefaßt: er trat ab von der Ungerechtigkeit (2. Tim. 2,19) und wurde ein entschiedener Bekenner des Namens Jesu Christi.

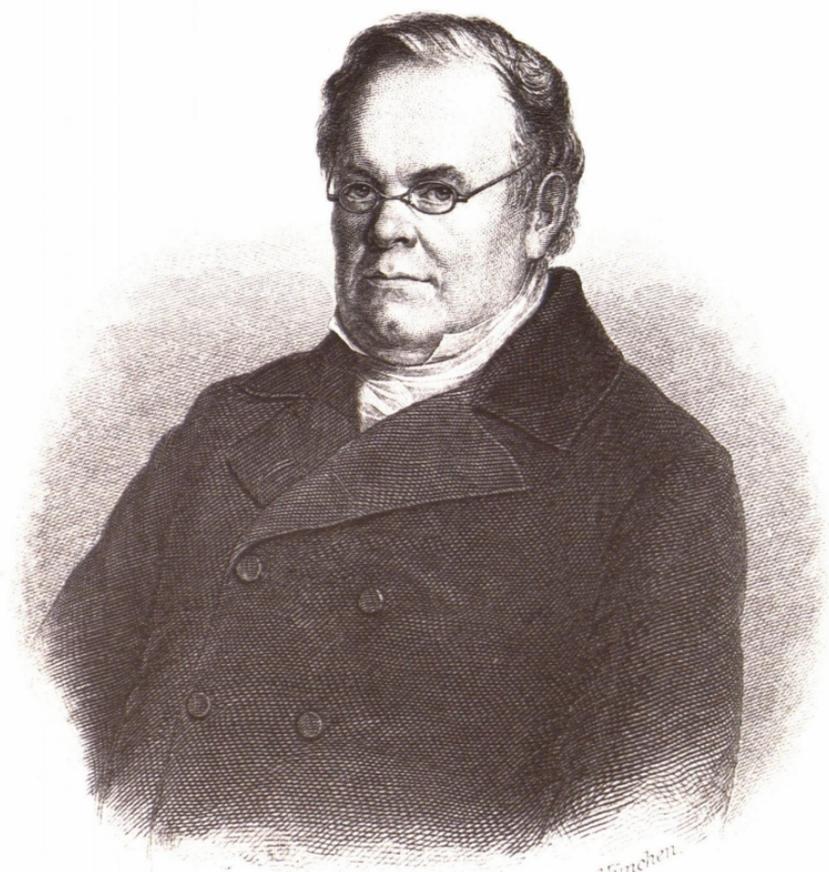
Die Gnade über alles

Ein frommer schwäbischer Bauersmann besuchte in den neunziger Jahren das Missionsfest zu Basel. Er selber hatte zwei Söhne in den Missionsdienst gegeben. Einer von ihnen war kurz zuvor ein Opfer seiner Arbeit im mörderischen Klima der Heidenwelt geworden. Da lief während des Festes ein Telegramm ein, das den Tod auch des andern Sohnes meldete. Wie schwer diese Nachricht den Vater traf, kann man sich denken. Doch entschlossen trat er

in der großen Versammlung an das Rednerpult und führte den Vers von Hiller an (aus dem Liede »Die Gnade sei mit allen«):

So scheint uns nichts ein Schade,
was man um Jesum mißt;
der Herr hat eine Gnade,
die über alles ist.

Das machte auf alle Anwesenden einen tiefen, unvergeßlichen Eindruck.



gest. v. P. Barfus. München

Albert Krapp

(1798 — 1864)

Albert Knapp

1798 — 1864

Ein Fünfundzwanzigjähriger dichtet sein schönstes Lied!

Vor mir liegt ein umfangreiches Buch. Es ist von großem Format und enthält nicht weniger als 1421 Seiten. Der Titel lautet: »Albert Knapps Evangelischer Liederschatz für Kirche, Schule und Haus. Eine Sammlung geistlicher Lieder aus allen christlichen Jahrhunderten«. Es handelt sich um die im Jahre 1891 in Stuttgart bei der J.G. Cottaschen Buchhandlung erschienene 4. Auflage eines Werkes, das zum erstenmal 1837 herausgebracht worden ist.

Albert Knapp, ein württembergischer Pfarrer, war zu der Zeit, als die erste Auflage in Höhe von 10000 Exemplaren gedruckt wurde, Diakonus (zweiter Pfarrer) an der Hospitalkirche in Stuttgart. Die gewaltige Arbeit zu dem Buch hatte er schon auf seiner vorangehenden Pfarrstelle in Kirchheim unter Teck geleistet. Insgesamt fast 3600 Lieder hatte er aus einer Fülle von 80000, in die er in unermüdlicher Arbeit des Nachforschens und Sammelns Einblick genommen hatte, ausgewählt. Eine ungewöhnliche Leistung, die viel Staunen erregte, große Anerkennung fand, aber auch manche Kritik hervorrief! Darüber hören wir später noch Näheres.

Die vierte Auflage des Werkes, die ich besitze, umfaßt 3154 Nummern. Auf dem Titelblatt steht, daß sie »neu bearbeitet und bis auf die Gegenwart fortgeführt« worden ist von Joseph Knapp, dem Sohn des 1864 Verewigten. Albert Knapp selber hat von seinen Jugendjahren an bis in die Zeit kurz vor seinem Tode eifrig den Strom der ihm verliehenen Dichtergabe fließen lassen. Im »Evangelischen Liederschatz« von 1891 habe ich insgesamt 204 Lieder aus seiner Feder gezählt. Die meisten davon sind nie in Gesangbüchern gedruckt und von den Gemeinden gesungen worden. Es waren »Leselieder«, die nicht volkstümlich geworden sind. Ein Sachkenner hat über die Mehrzahl der Lieder Knapps das Urteil abgegeben: »Pathetisch, in breiter überströmender Fülle wogt seine Gedankenlyrik dahin.«

Es sind viele Hunderte von Liedern und Gedichten, die Knapp im Lauf seines Lebens verfaßt hat. Die Themen, die darin behan-

delt werden, sind nicht nur geistlich-religiöser Art. Die Betrachtung der Natur spielt eine große Rolle, auch geschichtliche Stoffe sind beliebt. Es ist interessant festzustellen, daß diejenigen Lieder Knapps, die im Gedächtnis der Nachwelt erhalten geblieben sind, vorwiegend vor der Vollendung seines 30. Lebensjahres entstanden sind. Das gilt z.B. für das Passionslied »Eines wünsch ich mir vor allem andern«, das der kaum Fünfundzwanzigjährige gedichtet hat. Es ist wohl das bekannteste und beliebteste aus seinem reichen Schaffen. Aus dem 394 Nummern umfassenden Stamnteil des gegenwärtigen »Evangelischen Kirchengesangbuchs« ist es leider verschwunden, taucht aber in verschiedenen landeskirchlichen Anhängen — z.B. Württemberg, Rheinland/Westfalen/Lippe — auf. Das »Gemeinschaftsliederbuch« gewährt ihm — wie vielen andern Liedern Knapps — Raum. Hier ist der Text:

Eines wünsch ich mir vor allem andern,
eine Speise früh und spät;
selig läßt's im Tränental sich wandern,
wenn dies eine mit uns geht:
unverrückt auf einen Mann zu schauen,
der mit blutigem Schweiß und Todesgrauen
auf sein Antlitz niedersank
und den Kelch des Vaters trank.

Ewig soll er mir vor Augen stehen,
wie er als ein stilles Lamm
dort so blutig und so bleich zu sehen,
hängend an des Kreuzes Stamm,
wie er dürstend rang um meine Seele,
daß sie ihm zu seinem Lohn nicht fehle,
und dann auch an mich gedacht,
als er rief: Es ist vollbracht.

Ja, mein Jesu, laß mich nie vergessen
meine Schuld und deine Huld.
Als ich in der Finsternis gesessen,
trugest du mit mir Geduld,
hattest längst nach deinem Schaf getrachtet,
eh es auf des Hirten Ruf geachtet,
und mit teurem Lösegeld
mich erkaufte von dieser Welt.

Ich bin dein, sprich du darauf ein Amen,
treuster Jesu, du bist mein.
Drücke deinen süßen Jesusnamen
brennend in mein Herz hinein.
Mit dir alles tun und alles lassen,
in dir leben und in dir erblassen,
das sei bis zur letzten Stund
unser Wandel, unser Bund.

Es ist des Berichtens wert, wo und wann dieses Lied entstanden ist. Der Tag läßt sich genau feststellen: 23. April 1823. Knapp war zu der Zeit Vikar in Gaisburg, einem damals selbständigen Dorf, das heute ein Stadtteil von Stuttgart ist. Er hatte das Herzstück des Evangeliums, die Botschaft von der freien Gnade Gottes in Jesus Christus, von der Erlösung durch den Gekreuzigten erfaßt. Aber in seiner Gaisburger Zeit kam er in eine selbstquälerische, gesetzliche Haltung hinein. Er wollte durch unermüdliche Gebetskämpfe eine gefühlshafte Empfindung und Versiegelung seines Heilsstandes erzwingen. Wie er damit erbärmlich zuschanden wurde und dann gerade in seiner Armut zum Dichter des unvergänglichen Liedes wurde, soll er uns mit seinen eigenen Worten erzählen:

»Dieses Lied verfaßte ich meinem Freunde Wilhelm Gruner, einem Sachsen aus Saalfeld, der es für die Konfirmation der Tochter seines Schlossermeisters in Stuttgart von mir begehrte. Ich hatte mit dem nun heimgegangenen Freunde eine stille Gebetsgemeinschaft, und er wußte um meine gesetzlichen Seelenkämpfe, die mich mehrere Male derart in Verzweiflung brachten, daß ich trotz aller Gebete und Bemühungen tagelang nicht drei Linien einer Predigt zustande brachte, weil ich den geistlichen Bann und Eigensinn in mir trug, kein Wort predigen zu wollen, das ich nicht in der Freude des Heiligen Geistes empfangen hätte.

Da kam es einmal, daß ich nach einer halb durchweinten Nacht morgens noch kein Thema zur Predigt wußte und mich in äußerster Seelenangst langhin vor Gott auf den Boden legte, bis Gruner kam, der dann mit mir zu Christo seufzte und mit mir zur Kirche ging, wo ich ganz in Todesangst und aus dem Stegreif predigte. Unter solchen Beängstigungen wurde auch das Lied geboren. Ist etwas Gutes daran, so ist's wahrhaftig nicht mein Verdienst; denn ich sprach darin nichts aus, was ich im Gefühl genoß, sondern was ich in äußerster Verlassenheit von Gott wünschte. Ich mußte mich nachgehends nur verwundern, daß man so etwas auf

jene einfältigen Zeilen hatte. Mir ist's verwunderlich und ein Zeichen von Ihm, der aus nichts etwas macht, daß jenes in äußerster Schwachheit empfangene Lied jemand erbauen darf. Wenn's geschieht, so gehört die Ehre dafür einzig dem Herrn.«

»Werd aller Heiden Licht!«

»Eines wünsch ich mir vor allem andern, eine Speise früh und spät« — das Lied eines fast 25 Jahre alten württembergischen Vikars, der geistlich arm und angefochten war! Ob das diejenigen wissen, die es lieben und singen? Noch jünger aber war Albert Knapp, als er ein anderes Lied dichtete, das im Bekanntheitsgrad nahezu an sein Passionslied heranreicht. Es ist das Missionslied:

Der du zum Heil erschienen
der allerärmsten Welt
und von den Cherubinen
zu Sündern dich gesellt;
den sie mit frechem Stolze
verhöhnt für seine Huld,
als du am dürren Holze
versöhntest ihre Schuld.

Damit wir Kinder würden,
gingst du vom Vater aus,
nahmst auf dich unsre Bürden
und bautest uns ein Haus.
Von Westen und von Süden,
von Morgen ohne Zahl
sind Gäste nun beschieden
zu deinem Abendmahl.

Im schönsten Hochzeitskleide,
von allen Flecken rein,
führst du zu deiner Freude
die Völkerscharen ein;
und welchen nichts verkündigt,
kein Heil verheißen war,
die bringen nun entsündigt
dir Preis und Ehre dar.

Es kann nicht Friede werden,
bis deine Liebe siegt,
bis dieser Kreis der Erden
zu deinen Füßen liegt,
bis du im neuen Leben
die ausgesöhnte Welt
dem, der sie dir gegeben,
vors Angesicht gestellt.

So sprich dein göttlich Werde!
Laß deinen Odem wehn,
daß auf der finstern Erde
die Toten auferstehn;
daß, wo man Götzen frönet
und vor den Teufeln kniet,
ein willig Volk versöhnet
zu deinen Tempeln zieht.

Wir rufen, du willst hören;
wir fassen, was du sprichst.
Dein Wort muß sich bewähren,
womit du Fesseln brichst.
Wie viele sind zerbrochen!
Wie viele sind's noch nicht!
O du, der's uns versprochen,
werd aller Heiden Licht!

Schon 1822 ist dieses Lied entstanden. Es gehört hinein in das Frühlingserwachen der Missionsliebe, wie sie für jene Zeit in einem Teil der deutschen evangelischen Christenheit festzustellen ist. Besonders Württemberg und die Schweiz waren davon erfaßt. 1815 war die Basler Mission gegründet worden, und ihre Jahresfeste wurden bald geistliche Höhepunkte, zu denen große Scharen aus dem süddeutsch-schweizerischen Raum, ja aus ganz Deutschland und darüber hinaus strömten. Auch Albert Knapp nahm an jener Begeisterung teil. Einige Jahre hindurch dichtete er regelmäßig zum Basler Fest ein Lied, das dann die Herzen und Lippen der vielen Besucher gewann. Das 1823 gesungene — das erste in der Reihe — war das oben angeführte. Man hat gesagt, es habe der Missionsdichtung des 19. Jahrhunderts den Stempel aufgeprägt. 1824 wurde gesungen:

Hier stehen wir von nah und fern
in einem Geist vor einem Herrn,
vereint zu Dank und Bitte.

O Jesu, selge Majestät,
gekreuzigt einst und nun erhöht,
tritt ein in unsre Mitte!
Stimm an, nimm an unsre Lieder,
die wir wieder
vor dich bringen, deiner Liebe Tun zu singen.

Was ein verborgnes Senfkorn war,
das breitest du von Jahr zu Jahr
nun aus mit mächtgen Zweigen.
Zu Tausenden erwächst dein Bund
und öffnet Herz und Hand und Mund,
für Gottes Heil zu zeugen,
deinen reinen Lebensamen,
deinen Namen
durch die Weiten aller Länder auszubreiten.

Dein sind wir, dein in Ewigkeit.
Drum wollen wir, du Held im Streit,
an deinem Auge hängen.
Wohlauf, mit Macht umgürte dich,
du Arm des Herrn, so werden sich
die Völker um dich drängen.
Alsdann wird man fröhlich singen,
Palmen schwingen,
wenn man schauet, wie Jehova Zion baut.

Einem weiteren Missionslied Albert Knapps aus jenen Jahren ist die Ehre widerfahren, daß es in den Stammteil des Evangelischen Kirchengesangbuches aufgenommen wurde (Nr. 221). Auch dieses schöne Zeugnis aus Knapps Frühzeit sei im vollen Wortlaut wiedergegeben:

Einer ist's, an dem wir hangen,
der für uns in den Tod gegangen
und uns erkaufte mit seinem Blut.
Unsre Leiber, unsre Herzen
gehören dir, o Mann der Schmerzen;
in deiner Liebe ruht sich's gut.
Nimm uns zum Eigentum,

bereite dir zum Ruhm
deine Kinder.

Verbirg uns nicht das Gnadenlicht
von deinem heiligen Angesicht.

Nicht wir haben dich erwählet;
du selbst hast unsre Zahl gezählet
nach deinem ewgen Gnadenrat.
Unsre Kraft ist schwach und nichtig,
und keiner ist zum Werke tüchtig,
der nicht von dir die Stärke hat.
Drum brich den eignen Sinn;
denn Armut ist Gewinn
für den Himmel.

Wer in sich schwach, folgt, Herr, dir nach
und trägt mit Ehren deine Schmach.

O Herr Jesu, Ehrenkönig,
die Ernt ist groß, der Schnitter wenig;
drum sende treue Zeugen aus.

Send auch uns hinaus in Gnaden,
viel frohe Gäste einzuladen
zum Mahl in deines Vaters Haus.
Wohl dem, den deine Wahl
beruft zum Abendmahl
im Reich Gottes.

Da ruht der Streit, da währt die Freud
heut, gestern und in Ewigkeit.

Schau auf deine Millionen,
die noch im Todesschatten wohnen,
von deinem Himmelreiche fern.

Seit Jahrtausenden ist ihnen
kein Evangelium erschienen,
kein gnadenreicher Morgenstern.

Glanz der Gerechtigkeit,
geh auf, denn es ist Zeit.

Komm, Herr Jesu,
zieh uns voran und mach uns Bahn,
gib deine Türen aufgetan.

Heiland, deine größten Dinge
beginnest du still und geringe.

Was sind wir Armen, Herr, vor dir?

Aber du wirst für uns streiten
und uns mit deinen Augen leiten;
auf deine Kraft vertrauen wir.
Dein Senfkorn, arm und klein,
wächst endlich ohne Schein
doch zum Baume,
weil du, Herr Christ, sein Hüter bist,
dem es von Gott vertrauet ist.

Schauen wir noch in das Jahr 1826 hinein! Was wurde da in Basel gesungen? Wir geben das Lied im Auszug wieder:

Macht weit die Pforten in der Welt.
Ein König ist's, der Einzug hält,
umglänzt von Gnad und Wahrheit.
Wer von der Sünde sich gewandt,
wer auf vom Todesschlaf stand,
der siehet seine Klarheit.
Seht ihn weithin herrlich schreiten, Licht verbreiten.
Nacht zerstreut er, Leben, Freud und Wonne beut er.

Es jauchzt um ihn die große Schar,
die lang in schweren Fesseln war,
er hat sie freigegeben.
Blind waren sie und sehen nun,
lahm waren sie und gehen nun,
tot waren sie und leben.
Köstlich, tröstlich, allen Kranken, ohne Wanken,
ohne Schranken walten seine Heilsgedanken.

Die ihr von Christi Hause seid,
kommt, schließet nun mit Freudigkeit
den Bund in seinem Namen.
Laßt uns auf seine Hände schaun,
an seinem Reiche mutig baun.
Sein Wort ist Ja und Amen.
Flehet, gehet, Himmelserben anzuwerben.
Harret, ringet. Jesus ist es, der euch dinget.

Wir werden im Verlauf unserer Darstellung Lieder Knapps kennenlernen, die in späteren Jahren entstanden sind. Aber die meisten derer, die eine weite Verbreitung gefunden haben, sind von ihm verfaßt worden, als er 25 Jahre alt oder etwas älter war.

Welch eine erstaunliche Führung Gottes! Aber nun wollen wir daran gehen, den Lebensweg des Mannes, dem wir solche köstlichen Lieder verdanken, im einzelnen kennenzulernen.

Geliebte Schwarzwaldheimat

Für den Schwarzwald hat Albert Knapp sein Leben lang geschwärmt. Zwar ist er nicht dort geboren, sondern er hat in der alten Universitätsstadt Tübingen am 25. Juli 1798 als Sohn eines Juristen das Licht der Welt erblickt. Getauft wurde er dort in der alten ehrwürdigen St. Georgs-Kirche, eine Schwester des bekannten schwäbischen Dichters Ludwig Uhland war seine Patin.

Doch schon in Alberts zweitem Lebensjahr verzog die Familie in den nördlichen Schwarzwald, und zwar nach Alpirsbach im Kinzigtal. Der Vater war als Amtmann dorthin berufen worden. Diese Berufsbezeichnung entspricht der des heutigen Landrats. Alpirsbach war früher der Sitz eines Benediktinerklosters und besitzt eine berühmte romanische Säulenbasilika. Sehenswert ist auch das 1520 erbaute Rathaus. Zur ehemaligen Klosteranlage gehörten dunkle Hallen und alte Gewölbe. Bei ihrem Anblick hat der spielende Albert Knapp oft ein Gruseln empfunden.

Die Stadt ist in eine herrliche Landschaft eingebettet. Wir besitzen aus Knapps Feder keine vollständige Selbstbiographie, er hat aber über seine Kindheit, über Schule, Studium und kirchliche Amtstätigkeit bis in die Anfänge seiner Stuttgarter Jahre ausführlich berichtet. Hören wir, was er über den Schwarzwald zu sagen weiß:

»Der Ort, wo ich als Kind mit tausend stillen Geistesahnungen mich entwickelt habe, ist der Schwarzwald, ein schönes, gewaltiges Gebirge, wenn man die rechten Vertiefungen und Hochflächen kennt, die noch etwas vom Gepräge der Urnatur an sich tragen. Der geistige Grundcharakter jener stillen, majestätisch einsamen Waldhöhen ist eine feierliche Melancholie, eine schwermütige Erhabenheit. Jene bald wellenförmigen, bald mit schroff abstürzenden Waldgehängen besäumten Hochflächen des Schwarzwaldes mit ihren tiefen, kühn zwischendurch gesprengten Schluchten und Tälern zeigen bei klarer Witterung ein hehres, unbeschreiblich ergreifendes Stilleben der Natur; und was ihnen den edelsten Reiz verleiht, das ist der blaue, hoch über das Immergrün der riesigen Tannenwälder sich so weithin ausbreitende Himmel. Da liegt die Welt an einem stillen Frühlings- oder Sommertage so

mild und herrlich vor dem Geist ausgebreitet da; der Mensch ist mit sich selbst und seinem Gott hier völlig allein...

In solchen stillen, großartigen Umgebungen bildet sich das erwachende Kindergemüt wohl am besten. Denn nicht sowohl der Mensch und der Umgang mit Menschen, sondern zunächst der Umgang mit der Natur und ihren Wundern, diesen stummen und doch so beredten, prophetisch bedeutsamen Zeugen der Herrlichkeit Gottes, bildet die Grundanschauungen und die mit dem Herzen so tief verwobene Phantasie des Kindes, und wo nicht die Natur zugrunde liegt, da wird auch aus den schönsten Anlagen der Einbildungskraft schwerlich etwas Rechtes.«

Sein späteres bewegtes Dienstleben hat es Albert Knapp nicht allzu oft erlaubt, an die Stätte seiner frühen Kindheit zurückzukehren. Die Sehnsucht danach hat ihn aber stets begleitet. Als sie wieder einmal erfüllt wurde, hat er solches Erleben in dem Gedicht »Wiedersehen mit der Kinderheimat« poetisch besungen:

Schau hin! Mein junges Herz erstund
aus diesen Tiefen hie;
aus dieses Urgebirges Grund
wuchs meine Phantasie,
in Wehmut liebeglühend.
Dort, wo sich aus Granit und Gneiß
der Riesenwald erhebt,
ward's frühe mir im Herzen heiß,
das noch im Feuer bebt.

Ach sieh! Hier taucht mir Baum und Stein
als trauer Freund empor,
hier flüstert jeder Strauch am Rain
holdselig an mein Ohr,
ins Herz des alten Kindes.
Jedwedes Blümlein hält mich reg'
in wundersüßem Leid,
fast küß ich jedes Kraut am Weg
mit tiefer Innigkeit.

Dich kenn ich noch, o Waldespracht!
Hab einst dich oft gesehn
gleich einer stillen Heeresmacht
im Frühlingssturme wehn,
und dann im Herbste trauern.
Ihr schlanken Tannen seid sehr hoch

gewachsen unterdes.
Wir altern; aber Kraft ist noch
in Gottes Goldgefäß.

Zusammen mit acht Geschwistern wuchs Albert in seiner geliebten Schwarzwaldheimat auf. Liebe- und achtungsvoll hat er stets zu seinen Eltern aufgeschaut und von ihnen gesprochen: »Es ist mir ein süßes Gefühl, von meinem Vater bezeugen zu dürfen, daß ich niemals, auch im Scherze nicht, ein unwahres oder zweideutiges Wort aus seinem Munde gehört und ihn nie anders als innerhalb der Grenzen strengster Mäßigkeit gesehen habe. Das sind Gnaden für ein Kinderherz, unverwitterliche Grundlagen zu nimmer erlöschender Ehrerbietung und Liebe.«

Und nun folgt, was der Sohn von der Mutter als seinen stärksten und bleibendsten Eindruck im Gedächtnis bewahrt hat: »Diese liebende Mutter betete früh und sonderlich beim Schlafengehen mit ihren Kindern. Noch fühle ich ihre gefalteten Hände auf meiner Brust, wenn sie meine Hände in die ihrigen schloß, und danke es ihr ewiglich, daß ich nie ohne Gewissenspein einschlafen konnte, wenn ich ohne Gebet einschlief. Gottes Geist unterstützte sie hierbei auf mancherlei Weise und gab mir einen tiefen Eindruck von der Wichtigkeit des Gebetes.«

Allerdings war die Frömmigkeit des Elternhauses kein heilsge-
wisser, inniger Aufblick zu Christus. Man blieb in einem etwas
verschwommenen Gefühl stecken, daß man der himmlischen Vor-
sehung Ehrfurcht und Vertrauen schulde. Als später Albert
Knapp selber zu einem frohen Glauben an den gekreuzigten und
auferstandenen Erlöser hingefunden hatte, war es ihm eine große
Freude, wahrnehmen zu können, wie die Eltern — der Vater über-
lebte die Mutter um eine Reihe von Jahren — auch immer mehr
diesen Glauben teilten. Über seine in vielem so schöne und sonni-
ge Kindheit gab er in der späteren Rückschau das wehmütige Ur-
teil ab: »Ich war wohl im allgemeinen kein gottverlassenes, aber
ein unerwecktes, unbekehrtes, christusloses Kind.«

Daß in diesem Kinde aber tief drinnen das Gefühl von einem
Unbefriedigtsein und die Sehnsucht nach einem unverlierbaren
Lebensreichtum schlummerte, zeigt ein merkwürdiger Traum des
Neunjährigen, den Knapp als eine unvergeßliche Erinnerung aus
seiner Alpirsbacher Zeit mit ins Leben genommen hat. Er schildert
das Erlebnis folgendermaßen:

»Ein geheimnisvoller, schöner Mann mit silbernem Barte trat
zu mir und übergab mir ein ungemein schönes, großes Kästchen

voll der prächtigsten Kleinodien. Leuchtende Edelsteine von verschiedenen Farben, mit edlen, mächtigen Perlen vermischt, funkelten darin durcheinander. Ich hatte eine Freude daran, die nicht zu beschreiben ist, weil es dabei hieß: 'Dies ist der Schatz deines Lebens!' Vielleicht nie habe ich tiefere, süßere Ahnungen von einem vollkommenen Gute gehabt als in jenen kurzen nächtlichen Momenten, die — ach! — so schnell mir verbittert werden sollten.

Denn unversehens sah ich mir mein herrliches Kleinod von einer dunkel vorbeifahrenden Hand entrissen. Nach dem Erwachen suchte ich im ganzen Haus, in allen Ecken nach — fort war es, ich vermochte es nicht mehr zu finden, und auch die Tröstung anderer, die mir's suchen halfen, war ebenso vergeblich. Mit unaussprechlichem Leid gedachte ich des göttlichen Besitzes; die klaren Juwelen schimmerten mir noch immer im Auge. Aber ach, ich hatte sie eben nicht mehr, und niemand wußte, wohin sie verschwunden waren.

Durch jenen einzigen Traum wurde ich innerlich vielleicht um fünf Jahre älter; denn durch nichts streifen wir den kindlichen Sinn früher und entschiedener ab als durch die Sehnsucht nach einem verlorenen ewigen Gut. Die Bedeutung des Traumes trat mir von einem Jahr zum andern stets heller und mahnender vor das Gemüt, und als ich nach langer, jugendlicher Irrfahrt endlich zu dem Lebensbrunnen des Evangeliums mit halb eröffneten Augen hingezogen ward, da wußte ich mir jenen edlen, frühe verlorenen Schatz stets tiefer zu erklären.«

In dem »Eins ist not!« des Heilandes und Herrn Jesus Christus gewann Albert Knapp den wunderbaren, ewigen Reichtum, von dem er schon in früher Kindheit so deutlich und geheimnisvoll geträumt hatte. Doch bis dahin war es noch ein weiter Weg, auf dem wir ihn ferner begleiten wollen.

Jurist? Nein, Theologe

Aus seinem Alpirsbacher Kinderparadies wurde Albert jäh und schmerzlich herausgerissen, als der Vater im Jahre 1809 als Amtmann (Landrat) in das Oberamt (Landkreis) Rottweil versetzt wurde. Die Stadt liegt am oberen Neckar zwischen Schwarzwald und Schwäbischer Alb und hat — im Gegensatz zu Alpirsbach — eine überwiegend katholische Bevölkerung. Albert ist dort nie recht heimisch geworden. Der Aufenthalt der Familie währte auch nicht viel länger als zwei Jahre. Der Vater verlor nämlich seinen

Posten durch gemeine und verlogene Machenschaften, die gegen ihn von übelwollenden Gegnern angezettelt wurden. Er wurde aus dem Staatsdienst entlassen.

Die Familie zog wieder nach Tübingen, Alberts Geburtsstadt. Es wurde — auch wirtschaftlich — eine schwere Zeit. Der Vater verfügte über kein nennenswertes Vermögen und versuchte, durch kleine schriftstellerische Arbeiten sich samt Frau und Kindern über Wasser zu halten. Die Kinder haben es ihren Eltern hoch angerechnet, daß diese trotz allen Widrigkeiten versuchten, ihnen eine fröhliche Kindheit zu bereiten und ihre Sorgen möglichst vor ihnen zu verbergen. Nach einigen leidvollen Jahren wurde Vater Knapp voll rehabilitiert und fand eine Anstellung als Oberjustizrat am Kriegsgerichtshof. Er ist im Jahre 1828 in Tübingen verstorben, seine Frau schon einige Jahre vor ihm.

Seinen ersten Unterricht erhielt Albert in der Lateinschule von Alpirsbach. Dort hatte er einen jungen Theologen namens Johann Georg Handel als Lehrer. Ihn nennt er »den hellsten christlichen Lichtpunkt meiner Kindeserinnerungen«. Handel war ein echter Jünger Jesu, der später Lehrer und Hausvater am Missionshaus in Basel und 1826 Pfarrer in Stammheim bei Calw wurde. Die kurze Gymnasialzeit in Rottweil hat Knapp in wenig schöner Erinnerung behalten. Viel wohler hat er sich in Tübingen gefühlt. Dort erwarb er sich ausgezeichnete Kenntnisse in der lateinischen Sprache. Hören wir seine erstaunliche Feststellung:

»Bei vermehrter Kenntnis der lateinischen Sprache bewegte ich mich bald in allen lateinischen Versmaßen mit großer Leichtigkeit. Von der deutschen Muttersprache dagegen lernte ich beinahe nichts, und ich schrieb überhaupt, weil wir in ihr gar nicht geübt wurden, bis über das dreißigste Lebensjahr hinaus viel besser lateinisch als deutsch.«

Es sah zunächst so aus, als ob Albert wie sein Vater Jurist werden würde. Aber dann trat auf einmal die Theologie in sein Blickfeld, ohne daß er schon eine klare Glaubensüberzeugung besessen hätte. Er überraschte den Vater mit dem Vorsatz: »Ich will Theologie studieren.« Dieser versuchte, ihm das auszureden, gab aber nach, als Albert bei seinem Entschluß blieb. In der Rückschau war es Knapp klar: »Es war kein flüchtiger Einfall, sondern ein von Gott über alles Bitten und Verstehen mir eingepflanzter Trieb, der je länger je mehr mein ganzes Herz erfüllte.«

Wie es damals zur Laufbahn der schwäbischen Theologen gehörte, wurde Knapp zunächst nach wohlbestandenem »Landexamen« 1814 in das Theologische Seminar zu Maulbronn eingewie-

sen. Zu seinen Schulkameraden dort gehörte der ihm gleichaltrige spätere berühmte Erweckungsprediger Ludwig Hofacker. Von dessen Bedeutung war damals noch nichts zu ahnen. Wodurch er sich hervortat, das war nicht seine Frömmigkeit, sondern seine lustigen, manchmal gewagten Streiche. Die andern Mitschüler nahmen sich nicht viel besser. Es konnte einem angst werden bei dem Gedanken, daß diese unreifen, meist völlig weltlich gesinnten jungen Männer die zukünftigen Pfarrer der württembergischen Kirche sein sollten.

In dieser Zeit eines wenig geistlichen Lebens und Treibens hatte Albert aber einmal ein merkwürdiges Erlebnis, das einen Eindruck hervorrief, der wohl wieder zurücktrat, aber nie ganz verwischt wurde. Lassen wir ihn selber erzählen:

»Ich ging an einem sommerlichen Sonntagmittag allein in die große Klosterkirche, die altertümlichen Hallen mit gedrückter Seele durchwandernd, und stand zuletzt vor einem alten Freskogemälde, auf welchem Johannes und Maria zum gekreuzigten Christus emporsehen. Dieser Anblick fesselte sofort mein beklommenes Herz. Lange betrachtete ich die stille Martergestalt, und je länger je mehr durchdrang mich der Gedanke: 'Du bist die ewige Liebe! Du bist meiner Seele Heil. Wäre ich dein, so wäre mir geholfen.' Ich suchte hierauf seine Füße mit Andacht zu berühren, und als ich's getan, durchzuckte es mich wie ein Blitz, daß ich weinend und anbetend zur Erde sank und den Unsichtbaren bat, mich bei all meiner Sündhaftigkeit und allen Versuchungen der Welt zu bewahren und als sein ewiges Eigentum zu behalten.

Es war mir in jener Seitenhalle himmlisch zumute, und die ganze Woche hindurch freute ich mich auf den Sonntag, wo die Kirche von 1 - 2 Uhr offen stand, um bei dem teuren Bild jene Stunde zu verbringen. Ich konnte auch in späteren Jahren, wo die Welt sich meiner Seele wieder mehr bemächtigte, jenes seligen Eindrucks nie völlig vergessen, der einen so herrlichen Gegensatz gegen das mich umgebende Leben und Treiben bildete.«

Erinnern wir uns an den in Alpirsbach geträumten Traum von den herrlichen Juwelen? Muß man bei diesem wie bei dem eben geschilderten Erlebnis in der alten Maulbronner Klosterkirche nicht von der vorlaufenden Gnade Gottes im Leben Albert Knapps reden? Der Herr hatte heimlich und geheimnisvoll angefangen, an einer jugendlichen Seele zu wirken, die von einer völligen Hingabe an Gott Vater und Sohn noch weit entfernt war.

Im Jahre 1816 begann Albert sein theologisches Studium in Tübingen. Er wurde »Stiftler« in dem berühmten Theologischen

Stift, kehrte aber regelmäßig in seinem Elternhaus ein. In Tübingen war es wie in Maulbronn: Echtes geistliches Leben war unter den jungen Theologen kaum zu finden. Es war die Zeit, in der unter den Studenten die sog. Burschenschaften aufkamen und blühten. Geselligkeit, bei welcher der Bierkonsum eine große Rolle spielte, wurde gepflegt. Man war von nationalen Ideen entflammt. Bei einer besonderen vaterländischen Gedenkfeier trug Knapp ein begeisterndes Gedicht vor, das er selbst verfaßt hatte. In der literarischen Welt und in den Dramen des Engländers Shakespeare war unser Studiosus weit mehr zu Hause als in der Welt der theologischen Wissenschaft oder gar des heilsgewissen Bibelglaubens.

Es gab allerdings auch einige tiefer gegründete Studenten. Einem solchen trug Knapp einmal verschiedene Stellen aus weltlichen Dichtern schwärmerisch vor. Da hielt ihm dieser sanft und feierlich ein kleines Buch vor das Gesicht und sagte: »Es ist schön, was du mir da vorliest. Aber wenn dieses kleine Buch nicht in der Welt wäre, wünschte ich, nie geboren zu sein.« »Was ist das?« fragte Knapp verwundert. Als er hineinsah, entdeckte er, daß es das Neue Testament war. Von dem Bekenntnis seines Freundes war er damals noch meilenweit entfernt, später ist es aber auch sein Bekenntnis geworden.

Das Leben, wie es Albert in Tübingen führte, hat ihn in tiefster Seele unglücklich und zwiespältig gemacht. Er soll uns selber einen Einblick in seinen Herzenszustand gewähren: »Von der einen Seite lief ich mit den Jugendgenossen nach dem Wesen des Zeitlaufs dahin, dem eigentlichen Studium nur wenige Zeit vergönnd. Andererseits aber haßte und verachtete ich doch das nichtige Treiben von Herzensgrund und war am liebsten auf entfernten Bergen, in einsamen Wäldern allein, gen Himmel schauend, ob mir nicht ein Ruf der Befreiung und Befriedigung aus den Wolken ertönte, weil ich auf der elenden Erde so geknechtet und zerrissen war. Diese Sehnsucht behielt auch die Oberhand und begleitete mich zuletzt mit einer eigentlichen Schwermut durch das Studentenleben, so daß mein seliger Freund Ludwig Hofacker schon damals zu seinen Freunden zu sagen pflegte: 'Sehet, welch ein dunkler Grund dem aus den Augen schaut! Da muß es noch zu einer Entscheidung kommen!'<«

Es nimmt nicht wunder, daß ein innerlich so zerrissener und haltloser junger Mann Mühe hatte, sich in die äußere Ordnung, die im Stift vorgeschrieben war, zu schicken. Öfter verstieß er dagegen, und die Stiftsleitung trug sich mit dem Gedanken, ihn aus-

zuschließen. Er fand aber in dem »Stiftsrepetenten« Karl August Osiander einen Fürsprecher, der für ihn hoffte und betete. So durfte er bleiben.

Zwei wichtige Freundesdienste

Kurze Zeit nach Beendigung seines Studiums erhielt Albert Knapp im November 1820 eine Vikarsstelle in Feuerbach (heute: Stuttgart-Feuerbach). Der dortige Pfarrer war ein schwerkranker Mann und starb schon wenige Monate später. Über den Beginn in Feuerbach haben wir Knapps wehmütig-ehrliche Darstellung:

»Die ersten vierzehn Tage meiner Vikariatszeit verflossen mir unter Empfindungen, die ich keinem Menschen beschreiben kann. Einerseits empfand ich in meinem Inneren eine ungeheure Leere — denn wenn ein Mensch keinen lebendigen Gott erkennt und keinen Heiland hat, was hat er dann? Andererseits aber sollte ich nun doch predigen und eine Gemeinde von mehr als 2000 unsterblichen Seelen mit Gottes Wort erbauen, während ich nicht die geringste Fähigkeit dazu in mir entdecken konnte. Ich merkte wohl, daß ein Prediger, der ohne eine innere Lebensquelle zu der Gemeinde redet, nur als ein jämmerlicher Strohmann auf der Kanzel steht.«

Wie ist Knapp aus dieser schrecklichen Lage — andern predigen und selber innerlich nichts haben! — herausgekommen? Nach der Führung Gottes hat ihm dabei sein Freund Ludwig Hofacker die entscheidende Hilfe geleistet. Die beiden jungen Männer waren fast gleichaltrig. Hofacker ist am 15. April 1798 geboren, Knapp nur wenige Monate später am 25. Juli. Sie hatten gemeinsam das Seminar in Maulbronn und die Universität Tübingen besucht. Für beide ging die Studienzeit im Herbst 1820 zu Ende. Seit dem Herbst 1818 hatte sich ihr freundschaftliches Verhältnis allerdings bedauerlich gelockert. Das war Knapps Schuld. Hofacker, der eine innere Wandlung zum bewußten Christusglauben erlebt hatte, war ihm zu fromm, war ja ein »Pietist« geworden. Solche Leute kamen ihm verschroben vor, er mochte sie nicht.

Dann aber machte Knapp doch wieder einen Besuch bei Hofacker. Es war ein Krankenbesuch, von dem er meinte, er sei ihm dem früheren Freund schuldig. Hofacker war nämlich seit dem 18. August 1820 gesundheitlich schwer angeschlagen. An diesem Tag war er in der mittäglichen Sonnenglut auf der Straße hingestürzt und hatte sich an der scharfen Kante eines Blitzableiters ver-

letzt. Ein von der Sonne erregtes und aufgerührtes Nervenfieber traf seine Gesundheit ins Mark, nie wieder erholte er sich ganz. In all seiner körperlichen Hinfälligkeit wurde er jedoch ein Großer des Geistes und der wirkungsvollste Erweckungsprediger, den Württemberg je gehabt hat. Schon mit 30 Jahren vollendete sich sein Erdenleben.

Damals hob das Leiden an und hielt den kranken Hofacker wochenlang auf seinem Lager fest. Die Mutter eilte von Stuttgart, wo der Vater als Dekan amtierte, zur Pflege ihres Sohnes nach Tübingen. Da erschien eines Tages Albert Knapp. Er brachte armseligen Trost mit. Er las eine Lobrede des Dichters Jean Paul auf den Dichter und Philosophen Johann Gottfried Herder vor, an deren schönen Worten er sich selber berauschte und von der er meinte, sie könne auch den Kranken erheitern. Zugleich wollte er damit der Gefahr einen Riegel vorschieben, daß Hofacker den Besucher in »pietistische«, fromme Gespräche verwickelte, an denen diesem zu jener Zeit nichts gelegen war.

Hofacker hörte sich das Vorlesen willig und freundlich an. Dann meinte er: »Ja, lieber Knapp, das wäre alles ganz nett, wenn nicht der so gerühmte Herder auch bloß ein armer Sünder gewesen wäre.« Knapp fand solche Bemerkung schrecklich prosaisch. Hatte sein Gegenüber denn gar kein Kunstverständnis? Da schaltete sich Mutter Hofacker ein und brachte Knapp in arge Verlegenheit. Sie schlug nämlich vor: »Sie sehen ja, daß im Augenblick für meinen Ludwig derartige poetische Ergüsse nichts sind. Lesen Sie ihm doch etwas vor, woran er Gefallen hat! Wie wäre es mit einem Abschnitt aus der Offenbarung des Johannes?«

Was wußte der Theologe Albert Knapp von diesem letzten Buch der Bibel? Dunkel erinnerte er sich, daß darin ein großer Drache vorkommt, der ein kleines, hilfloses Kind verschluckt. Schaurig! Aber was sollte er tun? Er konnte sich dem Wunsch von Mutter Hofacker nicht entziehen. Und so tönten denn die alten, ehrwürdigen Worte durch das Krankenzimmer: »Gnade sei mit euch und Friede von dem, der da ist, der da war, und der da kommt, und von den sieben Geistern, die da sind vor seinem Stuhl, und von Jesu Christo, welcher ist der treue Zeuge und Erstgeborene von den Toten und ein Fürst der Könige auf Erden, der uns geliebt hat und gewaschen von den Sünden mit seinem Blut.«

Mit Widerwillen hatte Knapp zu lesen angefangen. Dann überwältigten ihn die ihm innerlich noch so fernen und fremden Worte der Bibel. Er mußte aufhören, brach in Tränen aus und rannte ohne Gruß davon. Ein Strahl der Liebe Jesu, von der er gelesen hat-

te, war ihm ins Herz gedrungen, und er ahnte, wie das sein müsse, wenn diese Liebe einen Menschen ganz überwindet und er sich ihr zu eigen gibt.

Der geschilderte Besuch fand Ende August 1820 statt. Eine Woche später konnte Hofacker — von den unmittelbaren Folgen des Unglücks halbwegs genesen — ins Elternhaus zurückkehren und dort weitere Kräfte sammeln. Inzwischen hatte Knapp seinen Vikarsdienst in Feuerbach aufgenommen. Da machte er erneut einen Besuch bei Ludwig, dieses Mal also in Stuttgart. Bei diesem Besuch vollendete sich, was sich im Tübinger Krankenzimmer angebahnt hatte. Es war ein trüber, regnerischer Tag, der keine rechte Unterhaltung aufkommen lassen wollte. Beim Abschied begleitete Ludwig den Albert einige Schritte, blieb auf einmal stehen und faßte die Hand des andern, in dem er den nach etlicher Zeit der Entfremdung wiedergefundenen Freund sah.

Er schaute ihm tief in die Augen und stellte dann die sehr persönliche Frage: »Wie geht es dir mit deinem Herzen?« Die verlegene Antwort lautete: »So passabel.« — »Und was predigst du denn?« — »Evangelium.« — »So, das würde mich sehr freuen. Aber ist's auch wahr?« Es folgten noch einige herzliche Worte, und Knapp kehrte, ins Innerste getroffen, nach Feuerbach zurück.

Kurze Zeit später bekam er eine kleine Büchersendung aus Stuttgart. Darin lag — mit begleitenden liebevollen Zeilen, die zur Lektüre einluden — die Schrift des katholischen Erweckungspredigers Martin Boos »Christus unsere Gerechtigkeit und Heiligung«. Knapp begann alsbald darin zu lesen. Wie es ihm dabei erging, erfahren wir aus seinem folgenden Bericht:

»Wer hätte mir aus dem finsternen Labyrinth meines inneren Zustandes heraushelfen können? In Wahrheit keine Kreatur, ich selbst am wenigsten. Da streckte der Hirte und Bischof unserer Seelen, als ich mich dessen am wenigsten versah, seine mitleidige Hand nach mir aus und schenkte mir an einem stillen Vormittage durch einen Brief meines Freundes Ludwig Hofacker und durch ein Büchlein des seligen Martin Boos, welches er für mich beigelegt hatte, einen Blick sowohl in mein tiefes Verderben als in seine mit keinem Worte genugsam zu preisende Huld und Majestät — einen Blick, der für mich der Anfang eines ganz neuen Lebens, einer ganz neuen Weltanschauung ward, und für dessen unverdiente, gnädige Gewährung ich ihm von Ewigkeit zu Ewigkeit zu danken hoffe. Denn mein vergangenes Leben erschien mir augenblicklich als ein finsterner Traum, und jener Vormittag, da ich mei-

nen König und Heiland zum erstenmal im Staube weinend und lobpreisend anbetete, als der lichte Ausgangspunkt eines neuen, unvergänglichen Lebens, dessen Wurzeln in seinem Herzen und in seinen Todeswunden liegen.«

Welch eine Stunde! Welch ein Freundesdienst Hofackers an Knapp! Welch herrliche Auswirkungen in der Gemeinde! Diese merkte an den Predigten ihres Vikars, daß eine Veränderung mit ihm vorgegangen war. Nun waren es klare, entschiedene Christusbotschaften, die den Mann am Kreuz und seine Erlösungstat bezeugten. Die Leute kamen in Scharen. Es folgt ein Beispiel aus der Seelsorge, wie sie Knapp damals in seiner ersten Freude am Heiland und seinem gewissen Heil übte:

Eine alte, arme Witwe lag todkrank auf ihrem Lager. Mit einem feierlichen Ausdruck ihres Gesichtes wandte sie sich zu dem sie Besuchenden: »Herr Vikar, ist's auch gewiß, daß ich auf Jesus Christus, den Gekreuzigten, sterben darf und daß mich der Tod nicht verschlingen kann, wenn ich mich einzig an ihn halte? Stehen Sie mir dafür mit Ihrer Seele Seligkeit?« Diese Frage drang Knapp erschütternd durchs Herz, er fühlte das ungeheure Gewicht derselben. Aus der eben erst gemachten Erfahrung des neuen Lebens in Christus konnte er fest und froh antworten:

»Ich kann für meinen Herrn und Heiland nicht Bürge sein, sondern bin ewig froh, daß er für mich eintreten will. Aber sterben Sie getrost im betenden Aufblick zu ihm, so wird er Sie vor dem Tod und Gericht bewahren; und wenn er Sie nicht auf dieses hin bewahrt, so will ich mit Ihr verloren sein!« Da blickte ihn die Frau mit heiteren Augen an und sprach: »Auf dieses hin will ich getrost in ihm hinfahren.« Bald war sie selig heimgegangen.

Oft pilgerte Knapp in der folgenden Zeit nach Stuttgart. Dort suchte er Gemeinschaft und innere Förderung bei christlichen Freunden. Besonders gern kehrte er natürlich bei seinem Freund Ludwig Hofacker ein. Nie konnte er vergessen, welchen Dienst dieser als Beauftragter Gottes an seiner Seele getan hatte. Aber Knapp hat auch seinerseits dem Freunde einen wichtigen Dienst erwiesen. Doch war dieser von ganz anderer Art und ist auch viel später geschehen, erst Jahrzehnte nach dem 1828 erfolgten Heimgang des Frühvollendeten. Es ist aber hier der rechte innere Zusammenhang, kurz davon zu sprechen.

Aus der Freundesliebe zu Hofacker heraus hat Albert Knapp dessen Leben, Wirken, Leiden und frühes Sterben in einem umfangreichen Buch dargestellt, das mehrere Auflagen erlebte. Ein heimgegangener Freund von mir hat diese Biographie so hochge-

schätzt, daß sie ihm nach der Bibel das liebste Buch war. Das »Leben von Ludwig Hofacker, weiland Pfarrer zu Rielingshausen, mit Nachrichten über seine Familie und einer Auswahl aus seinen Briefen und Rundschreiben« ist erst 1852 erschienen. Das bekannte Hofackersche Predigtbuch, zusammengestellt vom jüngsten Bruder Wilhelm, hatte längst vorher (die 1. Auflage stammt aus dem Jahre 1833) seinen Segensweg angetreten.

Seit dem Todesjahr des Freundes — 1828 — bewegte Knapp die Herausgabe einer Biographie. Aber erst in den Jahren 1844-1846 brachte er eine solche in drei Jahrgängen der »Christoterpe« (von der wir noch hören werden) heraus. Sie war von begrenztem Umfang. Von vielen Lesern und Freunden des Verstorbenen wurde dann der Wunsch geäußert, sie möchten gern ein besonderes und erweitertes Buch besitzen. Dieses lag endlich in der genannten Ausgabe von 1852 vor. Es folgten einige Neuauflagen.

Mein erwähnter verewigter Freund liebte die Hofacker-Biographie vor allem darum so sehr, weil er hier die Rechtfertigung des Sünders aus Gnaden und den Ruhm des Kreuzes Christi besonders deutlich und eindrucksvoll dargestellt fand. Knapp läßt Hofacker selber viel zu Worte kommen. Nur zwei von dessen Aussprüchen seien herausgegriffen:

»Christus ist der allerunentbehrlichste Mann für einen Sünder. Er ist unentbehrlicher als das tägliche Brot, unentbehrlicher als die Kleider. Doch was brauche ich solche Gleichnisse? Wenn man nicht sterben, nicht ewiglich sterben will, so muß man ihn haben.« — »Niemals kann und darf einer darüber hinauswachsen, daß er sich, um selig, um vollendet zu werden, an den Überschwang der Gnade hält; an den, der die Gottlosen, die Galgenschwengel, die Lumpen, die Mörder, die Lästlerer und dergleichen selig macht. Mit diesen muß auch ich selig werden.«

Albert Knapp hat — seiner besonderen poetischen Veranlagung folgend — seiner Hofacker-Biographie einige Gedichte beigelegt. In einem sagt er von dem Freunde:

Ein Zeuge, der Tausende flammend berührt
und priesterlich sie zu dem Kreuze geführt,
dran unsere Sünden der Eine gesühnt,
aus dem nun das ewige Leben ergrünt.

In einem andern wird das Zeugnis ausgestellt:

Ganz war der Mann,
als er begann,
ganz, als sein Lebenshauch zerrann...

... Auf Golgatha war seine Lieblingsstätte.
Wenn nichts mehr ihn erfreuet hätte:
dort sang er noch Halleluja,
dort fand er seinen Gott,
dort Heilkraft für die Not
aller Sünden.
Dorthin gewandt
hob er die Hand
und wies den Weg zum Vaterland.

Albert Knapp und Ludwig Hofacker: das war eine Freundschaft, die an das biblische Vorbild von David und Jonathan erinnert. Ihre Erwähnung darf in dieser Biographie nicht fehlen.

Ein Irrweg und seine Heilung

Im Juli 1821 wurde Albert Knapp von Feuerbach in das benachbarte Gaisburg (heute Stuttgart-Gaisburg) als Vikar versetzt. Zur Gemeinde gehörten noch die beiden Dörfer Berg und Gablenberg. Es gab dort viele Gläubige, die mit Freuden von dem inneren Zustand ihres neuen Vikars erfahren hatten und von denen einer diesen mit den Worten willkommen hieß: »Es freut mich, Herr Vikarius, daß Sie etwas von der neuen Geburt wissen; denn ohne diese ist das evangelische Predigtamt nicht wohl zu führen. Wer unsterbliche Seelen zu Gott leiten will, muß selbst etwas Göttliches in der Seele haben.«

Nun, wer von der neuen Geburt weiß und den Weg des Glaubens an den Heiland Jesus Christus betreten hat, ist damit nicht vor Gefahren und Abirrungen sicher. Solche traten in Gaisburg an den jungen Vikar heran, und Knapp sagt von ihnen, sie hätten ihm die Jahre dort vielfach erschwert und verdunkelt. Lassen wir ihn selber berichten, was es damit auf sich hatte:

»Ich wurde jahrelang bei vielem äußerlichen Segen und Wohlsein doch nicht im innersten Herzensgrunde froh, weil sich der Gedanke in mir festsetzte, ich müsse von dem Herrn selbst durch einen außerordentlichen unmittelbaren Gefühlseindruck meiner Seligkeit versichert werden. Mein ganzes Gemüt raffte sich zusam-

men, um eine besondere Versiegelungsstunde durch unablässiges Gebet dem Herrn abzdringen, und demgemäß verbrachte ich unzählige Stunden, statt in Betrachtung des einfachen Schriftwortes, in stetem selbstwilligem Gebet um dieses vermeintlich höchste Gut. Daneben nahm ich mir täglich den treuesten, allerpünktlichsten Gehorsam gegen Gottes Gebote vor und zerarbeitete mich in diesen Vorsätzen oft in einem solchen Grade, daß mir schon ein unbewachter Blick, ein heiteres Wort, ja zuletzt ein schnelles Aufheben des Spazierstockes zu Sünde wurde.«

Hier ein konkretes Beispiel, in welchem eine verkrampfte Gesetzhlichkeit sich Knapp hineinsteigern konnte: Der Pfarrer, bei dem er Vikar war, hatte ein Büblein namens Christoph. Mit diesem spielte er einmal und machte ihm dabei etwas angst mit der Katze, die gerade daherschlich. Hinterher ging er mit einem gepeinigten Herzen auf einer Waldhöhe spazieren und weinte darüber, welcher Torheit er sich hingegeben habe. Mit einem dabei gedichteten Vers klagte er sich an:

O Eitelkeit, wie hast du mich
tief in dein Netz verschlungen,
o Geist der Welt, wie hast du dich
dem Herzen aufgedrungen!

Ein anderes Mal trennte er sich von seinem Klavier, weil er meinte, die Musik treibe ihn in ein weltliches Wesen hinein. Als er nahe daran war, eine erste Sammlung seiner Gedichte drucken zu lassen, wurde er innerlich immer unruhiger. Es schien ihm, als wolle er mit seiner Dichtkunst bloß sich selber verherrlichen und als seien seine poetischen Zeugnisse z.T. gegen Jesus und die besseren auch nicht für ihn. Darum sei der für sie angemessene Platz das Feuer! Und tatsächlich, da hinein flogen sie!

Nun ist es gewiß für gläubige Christen, die in der Heiligung leben wollen, eine notwendige und berechtigte Sorge, daß Jesus in ihrem Leben den ersten Platz einnimmt und sie nicht in Götzendienst fallen. Aber es gibt auch eine falsche und ängstliche Gesetzhlichkeit, die sich nicht mehr an den guten und erlaubten Dingen zu freuen vermag, die sich um uns her finden. Und diese freud- und friedlose Haltung gewann über Knapp in Gaisburg zeitweilig eine verhängnisvolle Macht. Dazu kam das selbstquälerische Haschen nach besonderen Gefühlen und spürbaren Geisteserweisungen, um auf diesem Wege die Heilsgewißheit zu erlangen und festzuhalten. Kein Zweifel: Knapp irrte von dem schlichten Heils-

glauben, der sich auf das Wort Gottes und seine Verheißungen stützt, in gefährlicher Weise ab.

Wie ist er wieder heruntergekommen von diesem falschen Weg? Nun, er entzog sich nicht der Gemeinschaft mit den Brüdern und Schwestern, und an manchen der schlichten Gaisburger Christen sah er zu seiner Beschämung, wie sie ihm in froher Gewißheit weit voraus waren, weil sie nicht auf schwankende Gefühle bauten, sondern auf das Wort Gottes und die darin bezeugte Rettungstat Jesu. Vor allem war der ständige Umgang mit dem Freund Ludwig Hofacker, welcher der Vikar seines Vaters geworden war, von wohlthätiger und befreiender Wirkung für Albert Knapp. Er erwähnt in seinen Briefen oder Tagebucheinträgen immer wieder solche Besuche: »Ich besuchte den guten Ludwig Hofacker, der mit seiner Predigt schon fertig war. Er hat eine große Predigtgabe und wird immer stiller und sanfter. Er redete mit mir vom Glauben ans Wort auch ohne Gefühl als vom sichersten Weg.«

Er selber nahm sich vor: »So will ich denn weg von allem Gefühl meines bösen, teuflischen Herzens immer mehr auf das Kreuz des Heilandes blicken lernen und, wenn meine Sünden mich kränken, getrost auf seine Hilfe schauen.« Den Fehler, in dem er lange mit seinem geistlichen Leben steckte, beschreibt er einmal so: »Ich lebte von einer Hoffnung auf meine subjektiven Zustände anstatt vom kindlichen Glauben an das herrlich Objektive, das nur Christus vollbringen konnte und das er durch das Opfer seines heiligen Leibes schon auf ewig vollbracht hat.«

Viel falsches Mühen und gesetzliches Kämpfen kennzeichnet Knapps Gaisburger Jahre. Aber immer mehr brach das Vertrauen auf die Gnade durch, die uns rechtfertigt und heiligt, rettet und festhält. Und welch wundervoller geistlicher Ertrag doch auch aus dieser Zeit stammt, das zeigen die in Gaisburg entstandenen Lieder, die wir zu Anfang wiedergegeben haben und deren schönstes lautet: »Eines wünsch ich mir vor allem andern«.

Der »seltsame Helfer« von Sulz

Mit dem Beginn des Jahres 1825 trat Albert Knapp seine erste Pfarrstelle an. Er wurde Diakonus in dem Landstädtchen Sulz am Neckar. »Herr Helfer« — im Unterschied zum »Herrn Stadtpfarrer« — war die Anrede in der Gemeinde für einen solchen Geistlichen. Mit seiner Antrittspredigt tat er sich etwas schwer, wurde

aber sehr ermutigt, als ihn die Kunde erreichte, daß jemand dadurch den Weg zum Glauben gefunden habe. Nun gab die Posaune einen immer helleren Ton.

Die Zahl entschiedener Christen war klein in Sulz, weltförmiges Wesen oder selbstgefälliges Zutrauen zur eigenen Gerechtigkeit aber weit verbreitet. Was am Wirtshaustisch einmal ein biederer Forstmann zum besten gab, das drückte die Meinung vieler Gemeindeglieder aus:

»Ich weiß nicht, Welch einen seltsamen Helfer wir bekommen haben. Wenn man privatim mit ihm spricht, ist er ganz freundlich und bescheiden. Besteigt er aber die Kanzel, so fängt er mit den Leuten gleich Händel an, bezeugt ihnen, daß sie allesamt geborene und verlorene Sünder seien, daß sie kein Verdienst vor Gott besitzen und sich zu dem Gekreuzigten bekehren sollen, wie wenn sie Mord und Raub verübt hätten. Ich bin zwar kein frommer Mann, aber auch kein so schlechter, wie der gute Diakonus unsereinen tituliert. Was tue ich denn? Morgens trinke ich meinen Kaffee, lese die amtlichen Schreiben, ein Stück aus der Zeitung und plage mein Pferd nicht, wenn ich in den Wald reite. Da zeichne ich Holz an, schieße zuweilen einen Hasen oder ein Rebhuhn — und das alles ist doch keine Sünde.

Dann reite ich heim, esse ordentlich zu Mittag, trinke vielleicht im Gasthof noch eine Tasse Kaffee, und dann geht's wieder in den Wald, wo ich mit den Holzhauern manierlich rede — und das alles ist doch auch keine Sünde. Am Abend gehe ich in die Gesellschaft zu lauter anständigen Leuten, trinke einen oder zwei Schoppen Wein und unterhalte mich über die Tagesfragen der Zeit. Ich esse dann friedlich mit meiner Frau zu Nacht und liege zu rechter Stunde in meinem Bett — das wird doch auch keine Sünde sein! Was will also der kuriose Helfer von unsereinem?»

»Das alles ist doch keine Sünde!« — mit diesem Hinweis auf seine bürgerliche Wohlanständigkeit entzog sich der genannte Forstmann der biblischen Predigt von Sünde und Erlösung, wie sie der neue »Helfer« nach Sulz brachte. Einen frechen Schritt weiter in solch selbstgefälligen Gedanken ging ein Wirtshausbesitzer, in dessen Räumen sich viel widerliches, leichtfertiges Treiben abspielte. Knapp machte ihm darüber Vorhaltungen. Der Mann entgegnete: »Sehen Sie, Herr Helfer, das ist eben unser Brot. Darf man denn den himmlischen Vater nicht mehr ums tägliche Brot bitten, wie es uns doch der Heiland befohlen hat?«

Es gab vereinzelt auch Erfreuliches zu erleben. An der Stubenversammlung im Hause eines alten Färbermeisters erquickte sich

Albert Knapp. Es bildete sich ein Frauenkreis, der ein reges Interesse für die Äußere Mission an den Tag legte. Auch unter Kindern und jungen Leuten zeigten sich hier und da Spuren geistlichen Erwachens.

Das persönlich wichtigste Ereignis für Knapp in seiner Sulzer Zeit war die Heirat mit Christiane von Beulwitz am 27. April 1828. Sie war die Tochter eines Generals und eine geistliche Tochter des damals in den Kreisen der Gläubigen hochangesehenen Stuttgarter Stadtpfarrers Christian Adam Dann. Ihr Mann bezeugt von ihr: »Sie war ihrem Gott und Erlöser so innig ergeben, daß ich in meinem Glaubensleben mich nicht allein nicht gestört, sondern gefördert sah. Sie gelobte ihrem Heiland täglich, ihn noch viel höher zu lieben als mich; und diesen Sinn hat sie wahrlich bis zu ihrem seligen Heimgang auch betätigt.« Leider begann sie schon nach der Geburt ihres ersten Kindes zu kränkeln.

Wir kennen Albert Knapp schon aus seiner Vikarszeit in Gaisburg als Dichter. In Sulz floß der Strom seiner Lieder weiter. Einer Veröffentlichung wollte er aber zunächst nicht zustimmen, da er seinen »alten, zur Ehrsucht neigenden Menschen« fürchtete.

Schließlich gab er dem Drängen von Freunden aus Basel nach, und 1829 erschienen zwei Bändchen »Christliche Gedichte«. Sie fanden schnell in ganz Deutschland Beachtung. Darin finden sich u.a. die Lieder, die wir schon aus der Gaisburger Zeit kennen, dazu manche andere, von denen wir hier das vielleicht schönste abdrucken:

An dein Bluten und Erbleichen,
an dein Opfer ohnegleichen,
an dein priesterliches Flehen
mahnet mich des Geistes Wehen.
Und so wünsch ich, ewge Güte,
für mein Leben eine Blüte,
einen Ruhm an meinem Grabe:
daß ich dich geliebet habe.

Hoherpriester ohne Tadel,
Lebensfürst von großem Adel!
Licht und Herrlichkeit entfalten,
segnen heißt dein hohes Walten.
Segnend trittst du mir entgegen;
und so wünsch ich einen Segen,
einen Ruhm an meinem Grabe:
daß ich dich geliebet habe.

Elend bin ich und verdorben,
in der Sünde ganz erstorben.
Sünder können nichts verdienen,
nichts vergüten, nichts versöhnen.
Willst du in der ewgen Hütte
mich vergessen in der Bitte,
nicht auf deinem Herzen tragen,
muß ich sterben und verzagen.

Du nur giltst im Heiligtume;
und zu deiner Wunden Ruhme,
weil du für die Sünder littest,
gibt der Vater, was du bittest.
Wenn schon Zornesflammen lodern,
darfst du doch Erbarmen fordern,
Hilfe, wo die Engel trauern,
Leben in des Todes Schauern.

O wie groß ist dein Vermögen!
Priesteramtes kannst du pflegen,
Welten auf dem Herzen tragen,
Sünd und Hölle niederschlagen,
Gräber öffnen, Tote wecken,
sie mit Himmelsblüte decken
und hinauf zum ewgen Leben
auf der Rettershand erheben.

Was ist Reichtum, Lust und Ehre,
was ein Überfluß wie Meere,
wenn du, Herr, mich nicht erkennest,
nicht im Heiligtume nennest?
Selger Pilger, dem die Kunde
tief ertönt im Herzensgrunde:
Christus, meine Lebenssonne,
denket mein im Haus der Wonne!

Lieben will ich, flehn und loben,
bis der Vorhang weggeschoben.
Dann zu dir, du Ewigreiner!
Jesus Christus, denke meiner!
Eines schenke mir hienieden:
deinen Geist und deinen Frieden
und den Ruhm an meinem Grabe,
daß ich dich geliebet habe.

Noch ein zweites in Sulz entstandenes Lied sei angeführt:

Daß ich dein auf ewig sei,
sei die größte meiner Sorgen,
daß ich einst verklärt und frei
steh am Auferstehungsmorgen:
diese Bitte, dieser Sinn
nehme mich, o Jesu, hin.

Alle Lebensfreudigkeit
ruhet nur in einer Frage:
ob ich dich in Freud und Leid
glaubensvoll im Herzen trage.
Hör ich hier des Geistes Ja,
dann ist volle Gnüge da.

Alle Sterbensfreudigkeit
ruhet nur in einer Frage:
ob du mich im Ehrenkleid
finden wirst an jenem Tage.
Hör ich hier des Geistes Nein,
dann ist alles lauter Pein.

Aller Sorgen eitle Schar,
ach, wie wird sie schnell verschlungen,
wenn vom himmlischen Altar
Funken in das Herz gedrungen,
wenn hindurch die Sorge bricht:
Werd ich selig oder nicht?

Laß, o Herr, durch deinen Geist
mir die Antwort niemals fehlen,
daß, wie es dein Wort verheißt,
er im Grunde meiner Seelen
mir bezeuge klar und treu,
daß ich dein auf ewig sei.

Als die Gedichte gerade in Basel im Druck erschienen waren, begann die sich lange hinziehende Krankheit von Christiane Knapp. Diese verursachte viele zusätzliche Ausgaben, zu denen das Gehalt des Diakonus nicht ausreichte. Als das Weihnachtsfest 1829 nahte, war die Haushaltskasse nahezu leer, und es mußten in Kürze einige nicht geringe Rechnungen bezahlt werden. Im gemeinsamen Gebet versuchten die Eheleute, den Sorgengeist, der sie zu über-

mannen drohte, zu verscheuchen. Gott schickte wunderbare Hilfe. Der Postbote brachte eine gewaltige, mit Stricken umwundene Schachtel, bei deren Öffnung zunächst Pralinen und die bekannten Basler »Leckerli« herauspurzelten. Dann kamen mehrere Geldrollen zum Vorschein, die laut Begleitbrief die erste Honorarzah lung darstellten. Die drängende Not war behoben; sie stellte sich bei dem guten Absatz der Gedichtbändchen auch nicht mehr ein. Eine zweite Auflage erschien bereits 1834/35. Weitere Folgen von neuen Gedichten schlossen sich im Lauf der Jahre an. Sie machten Albert Knapp im ganzen evangelischen Deutschland bekannt.

Die schönsten Jahre seines Lebens

1831 ging die Lebensreise von Albert Knapp weiter nach Kirchheim unter Teck. Dort stand er bis 1836 im Amt als Diakonus (2. Pfarrer). Er hatte als Vorgesetzten den prachtvollen Dekan Dr. Jonathan Friedrich Bahnmaier. Dieser dichtete wie er. Die beiden Männer pflegten einen regen geistlichen und literarischen Austausch. Diesen schildert Knapp in köstlicher Weise folgendermaßen:

»Hatte Bahnmaier ein Lied zu Papier gebracht, so brachte er's, nicht selten in Pantoffeln, zu mir herüber, las es oft mit gerührtem Tone mehrere Male mit kaum verhaltenen Tränen mir vor und befragte mich um mein Urteil. Stimmte ich ohne weiteres zu, was nicht selten der Fall war, so freute er sich ungemein. Räusperte ich mich aber mit einiger Bedenklichkeit und wollte das Ja nicht heraus, so forschte er nach der Ursache, die ich ihm sodann offen bekannte, nahm aber den Widerspruch nicht ohne mannhaftige Verteidigung entgegen, so daß wir uns manchmal wie zwei rüstige Kernbeißer herumstritten. Dann ging er in seine Wohnung zurück, verbesserte und vertiefte sein Gedicht und brachte es dann warmherzig wieder. Wenn ich dann dem geliebten Mann mein bescheidenes Einverständnis gab, erglänzte wohl einige Male eine Freudenträne in seinem gestrengen Auge.«

In die Gesangbücher hat das Lied Bahnmaiers Aufnahme gefunden:

Walte, walte nah und fern,
allgewaltig Wort des Herrn,
wo nur seiner Allmacht Ruf
Menschen für den Himmel schuf.

Albert Knapp hat die Kirchheimer Jahre die schönsten seines Lebens genannt: »In dem so reizend gelegenen Kirchheim, gewiß der prächtigsten Landgegend Württembergs, blühte mir der eigentliche Mai meines Lebens.« Schon die herrliche Natur mit den Bergen der Schwäbischen Alb, Hohenneuffen, Teck und Hohenstaufen, tat es ihm an. Dann hatte er in der Herzogin Henriette von Württemberg, die Kirchheim zu ihrem Witwensitz erwählt hatte, eine ihm wohlgesinnte Gönnerin. Sie war eine wahrhaft christliche, geistlich gesinnte Frau, die selten im Gottesdienst fehlte und auch in ihrem Schloß Bibelstunden halten ließ. Für Bestrebungen der Äußeren und Inneren Mission hatte sie ein warmes Herz und eine offene Hand.

Aber nicht nur die Gunst des Kollegen und der Herzogin wandte sich Knapp zu, sondern die ganze Gemeinde kam ihm völlig anders, als das in Sulz der Fall gewesen war, mit einer großen vertrauensvollen Offenheit und Hörbereitschaft entgegen. Die Leute drängten sich unter seine Predigt.

Er packte aber auch Aufgaben an, die über seine örtliche Wirksamkeit hinausgingen. Er wandte sich der Sammlung und Sichtung von alten und neuen, darunter ganz unbekanntem Liedern zu, die später in dem schon genannten Werk »Evangelischer Liederschatz für Kirche, Schule und Haus, eine Sammlung geistlicher Lieder aus allen christlichen Jahrhunderten«, ihren Niederschlag fand. Darüber berichtet er: »Ich hatte ganze Waschkörbe voll alter und neuer Liedersammlungen zu durchforschen, und in den zahllosen Gesangbüchern des evangelischen Deutschland wie in vielen andern Sammlungen begegneten mir Tausende von Liedern oft fünfzigmal, bis ein neues, weniger bekanntes aufzufinden war.«

Knapp hat diese Liedersammlung als sein wichtigstes Lebenswerk angesehen. Kurz nach der Übersiedlung von Kirchheim nach Stuttgart erschien 1836 die erste Auflage mit dem Riesenumfang von 3590 Liedern. Wo sich Kritik dagegen erhob, hatte sie ihren Grund vor allem darin, daß er manche der Lieder stark verändert hatte. Er meinte, daß sie so verständlicher würden und einen besseren Eingang fänden. Er hat sich über dieses sein Verfahren später folgendermaßen geäußert: »Ich habe es niemals bereut, viele alte evangelische Lieder etwas nachgebessert zu haben. Bloß das konnte ich bedauern, daß ich hierbei in manchem zu weit ging.«

Ebenfalls in die Kirchheimer Zeit fällt der Beginn der Herausga-

be der »Christoterpe« (Christenfreude), eines Taschenbuches für christliche Leser, das jährlich von 1833 bis 1853 erschien. Es gewann viele Leser, die immer begierig auf die nächste Ausgabe warteten. Es fanden sich darin Lieder von Knapp selber, von bekannten Männern wie Ernst Moritz Arndt, Johann Philipp Spitta, Christian Heinrich Puchta, Samuel Preiswerk. Gehaltvolle Aufsätze aus der Mission und von anderem Reichgottesgeschehen, aber auch aus Wissensgebieten wie Naturwissenschaft und christliche Philosophie sprachen auch Leser der gehobenen Bildungsschicht an. Alles war von klarer, biblisch-christlicher Glaubensanschauung getragen. Wie schon erwähnt, ist auch die Knappsche Biographie über Ludwig Hofacker zum erstenmal in der Christoterpe erschienen, bevor sie in erweiterter Form als besonderes Buch herauskam.

Das geschilderte große Arbeitspensum Albert Knapps wird dadurch noch erstaunlicher, daß es inmitten wachsender familiärer Nöte geleistet wurde. Der Gesundheitszustand der geliebten Gattin, der von der Geburt des ersten Kindes, einer Tochter, an schwankend geblieben war, verschlechterte sich immer mehr und führte zu ihrem frühen Tod am 11. April 1835. Im Brief an einen Freund hat Knapp über den Heimgang Christianes folgendermaßen berichtet:

»Ihr demütiges, lauterer, ernstes Gewurzeltsein in Christo Jesu, das sie nie zur Schau getragen, brach in den letzten Stunden mit einer Gotteskraft und Seelenruhe hervor, daß ich nur weinen konnte vor Freude und Anbetung. Sie achtete sich für nichts, sie sagte mir: 'Ich gehöre eigentlich als Sünderin in die Hölle, aber das Blut Jesu Christi ist mein fester, einziger Lebensgrund, und durch seinen Geist weiß ich, daß ich ein Kind Gottes bin; nun darf ich zum Heiland.'«

Sie bat Herrn Dr. Bahnmaier: 'Ich bin eine Sünderin, und wenn etwas Gutes an mir war, so war es freie Gnade. Wenn Sie, lieber Herr Doktor, nun bald an meinem Grabe einige Worte der Liebe reden, nicht wahr, Sie verstehen mich?' Weinend winkte der gute B. Von mir nahm sie wie vom Kinde und den Freunden den allerzärtlichsten Abschied. Ihr Angesicht sahen wir lächeln wie eines Engels Angesicht. Sie tröstete mich und versicherte, der Herr werde bleiben bei mir und dem Kinde. Nach dem heiligen Abendmahl las ich ihr Röm. 8,31 vor. Als ich an die Worte kam: 'Wer will uns scheiden von der Liebe Gottes?', rief sie mit starker Stimme: 'Niemand!' Das Kind segnete sie mit einer Innigkeit, die ich nicht anders als heilig nennen kann.

Als gegen 7 Uhr die Zeit ihres Endes nahte, sprach sie: 'Jetzt

wird es dunkel um mich her, aber ich glaube an den Sohn Gottes, ich gehe zum Heiland!' Ihre Kämpfe waren leicht, ich übergab sie betend den Händen ihres Erbarmers. Da rief sie noch, als wir glaubten, sie sei schon entschlummert: 'Nicht wahr, lieber Albert, nun hältst du bald Versammlungsstunden!' Ich küßte ihre kalte Stirne, da blickte sie mich sterbend voll Klarheit und süßer Liebe an und schloß das holde Auge für immer. Noch lispelte der Mund kaum hörbar: 'Heiland, Heiland, Heiland!' Da entfloh der entbundene Geist, und ein Friede Gottes ruhte auf dem stillen Angesicht, welches wie das eines frommen Kindes vor uns lag. Bahnmaier hob seine Hände weinend auf und rief: 'Unsere Seele sterbe den Tod dieser Gerechten!'
«

Die letzte Bitte der Heimgegangenen: »Nicht wahr, lieber Albert, nun hältst du bald Versammlungsstunden!« hat Knapp in den ihm noch verbliebenen 27 Lebensjahren treulich erfüllt. Es wurde ihm neben der Predigt, der Einzelseelsorge und den Hausbesuchen immer wichtiger, diejenigen, die mit Ernst Christen sein wollten, in besonderen Zusammenkünften tiefer in das Wort Gottes einzuführen und sie in der »Gemeinschaft der Heiligen« zu befestigen. Damit stand er in dem Erbe von Philipp Jakob Spener und den Schwabenvätern wie Johann Albrecht Bengel.

Groß war der Schmerz des Einsamgewordenen. Dankbar war er, daß ihn bald eine Einladung nach München erreichte. Sie ging von dem originellen Arzt und Naturforscher Prof. Gotthilf Heinrich von Schubert aus. Dieser war ein hochgelehrter Sachkenner in der Gesteinskunde, Botanik und Zoologie und dabei ein Mann einer schlichten, erwecklichen Bibelfrömmigkeit. Die Wochen in seinem gastfreien Hause taten dem Schwergeprüften unendlich wohl. Die beiden Männer sind Freunde geworden und geblieben.

Auf der Kanzel Ludwig Hofackers

Albert Knapp war ein Name, der inzwischen auch in der württembergischen Landeshauptstadt Stuttgart vielen bekannt geworden war. Ein Jahr nach dem Tode seiner Gattin, im Frühjahr 1836, erschien von dort eine Gruppe entschiedener Christen und forderte den Kirchheimer Diakonus auf, sich um das entsprechende Amt an der Hospitalkirche zu bewerben. Knapp, der von sich aus auf einen solchen Gedanken nicht gekommen wäre, sah darin einen Ruf Gottes, kam der Anregung nach und wurde auch tatsächlich in Kürze zum »Hospitalthelfer« berufen. Er kam nicht allein, son-

dern an seiner Seite zog seine zweite Lebensgefährtin, die Pfarrerswitwe Emilie Osiander, in das bescheidene »Helferathaus« — wie Knapp seine neue Behausung nannte — ein.

Wohlmeinende Freunde hatten Knapp nach Ablauf des üblichen Trauerjahres zugeredet, er bedürfe um seiner selbst und seines Töchterchens willen wieder einer Gattin und Mutter. Er bat auch selbst den Herrn, ihm die rechte Gefährtin zu zeigen. Er war sogar nach Stuttgart gereist und dort auf die Suche gegangen. Doch diese schien vergeblich zu sein, und schon schickte er sich zur Rückreise nach Kirchheim an, wo er seinen Dienst zu beenden und seinen Haushalt aufzulösen hatte.

Er hatte sich gerade noch einmal in Gedanken damit beschäftigt, was für eine Frau er brauche. Dabei war ihm viererlei in den Sinn gekommen: »Sie muß deiner verstorbenen Frau innerlich verwandt sein. Es muß ihr ein Anliegen sein, deinem einzigen Kind den Heiland liebzumachen. Sie muß dein Amt priesterlich und mit geistlichem Verständnis mittragen. Sie muß dir helfen, daß du nicht hochmütig wirst, sondern dich gerne herunter zu den Niedrigen hältst.« Halblaut entfuhr ihm bei solchen Überlegungen die Frage: »Ja, wo ist denn eine so geartete Seele?« Da stand plötzlich und deutlich ein Name vor ihm: »Emilie Osiander!« Diese hatte nur sehr kurz im Ehestand gelebt. Ihr Mann, mit dem Knapp freundschaftlich verbunden gewesen war, hatte bei einer in seiner Gemeinde herrschenden Seuche den Erkrankten treuen seelsorgerlichen Dienst erwiesen. Er hatte sich dabei angesteckt und war gestorben.

Emilie hatte — wie Knapp — ein Töchterchen aus der ersten Ehe. Es war an sie die Anfrage ergangen, ob sie Vorsteherin eines Krankenhauses in Ludwigsburg werden wolle. Sie war nicht abgeneigt, hatte aber noch mit dem Bedenken zu kämpfen, ob sie in der neuen Aufgabe sich auch genügend um ihr geliebtes Kind kümmern könne. Es war ihr dringender Wunsch, darüber einen Seelsorger zu befragen. Und da erschien auf einmal Knapp zu Besuch bei ihr. Was ihn hergeführt hatte, wissen wir. Die Witwe Osiander hatte natürlich davon keine Ahnung und kam gleich auf das sie bewegende Anliegen zu sprechen. Knapps Antwort lautete: »Die rechte Erziehung Ihres Kindes und das Zeithaben für die Kleine ist für Sie das Erstrangige. Und dem können Sie am besten nachkommen, wenn Sie meine Frau werden. Der Herr hat mich gewiß gemacht, ich solle Sie fragen, ob Sie dazu bereit sind.«

Der Leser wird sich das Erstaunen vorstellen können, in das die

völlig Ahnungslose geriet. Sie erbat sich eine längere Bedenkzeit und sagte dann tapfer und getrost ja. Aus der Ehe sind elf Kinder hervorgegangen, von denen aber nicht alle das Erwachsenenalter erreicht haben.

»Hospitalhelfer« (Diakonus an der Hospitalkirche) ist Knapp nur wenig mehr als ein Jahr geblieben. Dann wurde ihm die Stelle des »Archidiakonus« (Oberhelfer) an der berühmten Stuttgarter Stiftskirche übertragen. Nach weiteren acht Jahren wurde er schließlich »Stadtpfarrer« an der Leonhardskirche. Damit betrat er die Kanzel, auf der sein Jugendfreund Ludwig Hofacker von 1822 - 1824 als Vikar an der Seite seines Vaters einen unvergessenen missionarisch-erwecklichen Dienst mit seinen gewaltigen Predigten getan hatte. Diese hatten damals als heilige Trompetenstöße des jungen, im Leiden gereiften Zeugen die Stadt Stuttgart mit der Predigt von dem gekreuzigten Christus bewegt und erregt. Eine solche evangelistische Gabe war Knapp nicht beschieden. Er konnte mehr schon Erweckte und für den Herrn Gewonnene weiterführen.

Insgesamt 28 Jahre (1836 - 1864) hat Albert Knapp in Stuttgart seinen kirchlichen Dienst versehen. Es gab damals nur die drei genannten Gemeinden: Hospitalkirche, Stiftskirche, Leonhardskirche. In allen dreien hat er nacheinander amtiert. Immer und überall wollte er bei der Erreichung des hohen Zieles mitwirken, das er einmal in die Worte faßte: »Das soll Stuttgarts Heil und Ehre sein, daß es auf dem Lebensgrund Jesus Christus steht.« Was und wie er predigen wollte, hat er schlicht und doch inhaltsreich so ausgedrückt:

»Je älter ich werde, desto mehr sehe ich's ein, daß man das Wort vom Kreuz des lieben Heilandes nicht einfach genug predigen kann; denn nur so geht es den Sündern gehörig zu Herzen, und nichts in der Welt verträgt weniger unsern armseligen Redeschmuck als das Kreuz des Sohnes Gottes.«

Knapp hielt hoch von der Predigt. Sie war ihm das Herzstück des einem Pfarrer aufgetragenen Dienstes. Immer wieder ermahnte er sich selbst und seine Amtsbrüder, darauf viel Fleiß, Mühe und Gebet zu verwenden. Doch hat nach seiner Meinung nur derjenige eine geistliche Frucht und Wirkung seiner Predigten zu erwarten, »der für seine eigene Person in der Gnade und Erkenntnis Jesu Christi voranschreitet. Sonst kommt er zurück und die Gemeinde mit ihm. Wer selbst keinen Lebensgenuß vom Lebenswort des Heilands hat, wie kann er verlangen oder hoffen, daß seine Pflegebefohlenen eine Freude daran bekommen sollen? Dagegen

ist es für den Hirten wie für seine Herde ein gleich seliges Gefühl, wenn er, der die Gemeinde Gottes zu weiden verordnet ist, in einem lebendigen Wachstum des Geistes steht und die Gemeinde, wenigstens deren Kern, mit ihm zur Vollkommenheit des Alters Christi hinangedeiht.«

In Stuttgart versammelte sich halbjährlich eine Predigerkonferenz für die in und um Stuttgart tätigen Geistlichen. Deren Vorsitz wurde 1841 Knapp übertragen. Bis in seine letzte Leidenszeit versuchte er, dieser Aufgabe, die ihm sehr wichtig war, nachzukommen. Was ihm dabei für sich selber und seine Amtsbrüder am Herzen lag, das sagen uns seine folgenden Gedanken:

»Wir wollen herunter von allen Höhen eigenen Dünkels, eigener Weisheit und Gerechtigkeit, damit wir nicht stagnieren und versauern. Der Wein wird sauer, wenn der Geist entflieht, und ein Geistlicher versauert, wenn er den Heiligen in Israel nicht mehr anbetet im Geist, nicht in der Gnade Jesu lebt und nicht in seinem Wort sich erbaut. Wer aber täglich mit Zucht und Furcht vor dem Gnadenstuhl des neuen Bundes sich immer wieder in den Staub legt und in der Kraft der Gnade sich immer wieder erhebt, der kann reichlich säen und wird es als Aufgabe erkennen, über dem Beruf zu sterben, Seelen für das Lamm zu werben.«

»Es ist mir wehmütig warnend vor die Seele getreten: Wenn ein Pfarrer sich nicht in der Hand Jesu zu einem treffenden Pfeil machen läßt, so kann er zehn bis dreißig Jahre an einem Ort sein, und wenn er fort ist, ist er vergessen. Das Amtieren ist alles gewesen. Da sollten wir den Herrn inständig bitten: Laß mich einst nicht mit leeren Händen an deinem großen Sieges- und Erntefest vor dir erscheinen! Daß dies nicht geschehe, kann ein Geistlicher am besten dadurch verhindern, daß er Buße tut, daß er sich vom Geist Gottes beugen und läutern läßt und zur offenen Quelle gegen alle Unreinigkeit nicht nur einmal, auch nicht bloß hier und da, sondern täglich, immerfort hingeht.«

Für die Seelsorge an den einzelnen Menschen nahm sich der vielbeschäftigte Knapp immer Zeit: »Man geht dabei ohne großes Aufsehen in der Stille hin, es empfindend, daß die Arbeit an den unsterblichen Seelen immerfort die Hauptsache bleibt.«

Schillers Sohn und andere Freunde

Es zog ihn zu den im Wort der Schrift und in der Nachfolge Jesu bewährten »Laien« hin, an denen Stuttgart zu jener Zeit nicht arm

war. Er nahm an ihren Gemeinschaftsstunden teil und suchte sie in ihren Häusern und Familien auf. Einer davon sei herausgegriffen und kurz vorgestellt: der Weißgerber Immanuel Josenhans. Er hatte mitunter eine etwas derbe Art, die verletzend wirken konnte. Knapp sagte daher einmal zu ihm: »Sie sind Ihrem neuen Menschen nach wie eine Honigpflaume, der Natur nach aber gleich einem herben, gesalzenen Rettich.«

Josenhans konnte, was auch unter Christen nicht immer leicht und selbstverständlich ist, getanes Unrecht einsehen und dafür um Vergebung bitten. Knapp erzählt von solcher Versöhnungsbereitschaft die folgende köstliche Geschichte: »Er hatte mir einst durch eine rauhe Rede weh getan, und ich blieb längere Zeit aus seinem Hause weg. Da trat er eines Nachmittags mild und freundlich zu mir herein, setzte sich zu mir auf das Sofa und begann endlich nach allerlei Vorgesprächen mit ernstem, gefaßtem Ton:

’Ich trage noch etwas auf meinem Herzen, das mich schon lange drückt; denn ich habe Sie mit einer schnellen, ungebührlichen Rede vor anderen beleidigt. Können Sie mir das vergeben?’ — Der sonst so strenge Mann blickte mir dabei mit einem feuchten, gemein liebeichen Auge ins Angesicht, das mir das Herz vollauf gegen ihn erschloß. Darum erwiderte ich ihm mit den Worten eines alten Gedichtes: ’Was vergeben? Hier in Salem ist’s der Brauch: Wem der König hat vergeben, dem vergibt der Bürger auch.’ Ich drückte ihm die Hand, er küßte mich als Bruder, und wir schieden voll Segens voneinander.«

Unter den Stuttgarter Pfarrern hatte Knapp viele ihm nah verbundene Glaubens- und Weggefährten. Dazu gehörte Gustav Schwab, der sein Amtsvorgänger an der Leonhardskirche war. Von diesem stammt ein Gedicht, das sich früher in vielen Lesebüchern fand: »Das Gewitter«. Darin ist ein trauriges Ereignis dichterisch dargestellt, das sich am 30. Juni 1828 in der württembergischen Stadt Tuttlingen zugetragen hatte. Ein Blitz schlug in ein von zwei armen Familien bewohntes Haus ein und tötete von den zehn Bewohnern desselben vier weibliche Personen: Großmutter, Mutter, Kind und Enkelin. Schwab hat auch einen Band »Sagen des klassischen Altertums« zusammengestellt.

Eine Begegnung mit diesem Amtsbruder hat Knapp besonders hervorgehoben und im Gedächtnis behalten. Er erzählt darüber: »Ich sagte einmal zu ihm: ’An Ihren Poesien tut mir auch das besonders wohl, daß sich in denselben nicht die geringste Spur von einer Zweideutigkeit findet, wie dieses doch zuweilen auch bei besseren Dichtern der Fall ist.’ Da sah er mich mit feuchten Augen

an und sprach voll Innigkeit: 'Was meinen Sie, Freund? So etwas möchte ich ja meinem Herrn und Heiland nie zu Leide tun.'«

Weniger eng war Knapps Beziehung zu andern zeitgenössischen Dichtern aus dem Schwabenland, von denen besonders zu nennen sind: Justinus Kerner, Ludwig Uhland und Nikolaus Lenau. Sehr schätzte er den auf der Insel Rügen geborenen und in Bonn wohnenden und wirkenden Dichter und Historiker Ernst Moritz Arndt, von dem das Gesangbuchlied »Ich weiß, an wen ich glaube« stammt. Er lernte ihn auf einer Rheinreise kennen und konnte ihn für die Mitarbeit an seinem Jahrbuch »Christoterpe« gewinnen. Die genannten Namen — denen viele weitere hinzugefügt werden könnten — zeigen, in welcher geistigen Weite Knapp lebte und wie er nach vielen Seiten enge oder lose Kontakte unterhielt.

Aber seine eigentliche Heimat war und blieb die geistliche Welt, in der man den Herrn Jesus Christus als den Gekreuzigten und Lebendigen kennt und liebt. In solcher Welt war er einem Sohn des berühmten Dichters Friedrich von Schiller verbunden, dem Oberförster Karl von Schiller. Dieser war ein gläubiger, entschiedener Christ, und Knapp durfte ihm noch auf seiner letzten Wegstrecke einen hilfreichen Dienst tun. Er betete oft mit ihm und hörte einmal das folgende ergreifende Bekenntnis aus seinem Munde:

»Als Sie gestern abend mit mir zu meinem Erlöser beteten, da fuhr auf einmal ein feindseliger Ausdruck gegen ihn durch meine Seele, ein ungläubiges Wort, das ich früher einmal in der Welt vernommen hatte. Sehen Sie, die ganze Nacht hindurch hat mich diese innere Versündigung gegen meinen Erbarmer schlaflos daliegen lassen, und ich habe Sie um Ihren Besuch bitten lassen, um Ihnen diese Sünde zu bekennen und Gott vor Ihnen um Verzeihung zu bitten. Können Sie es mir auch verzeihen?« Wie gern sprach Knapp dem Freund, der sich so tief und ehrlich vor Gott und Menschen beugte, im Namen Jesu die Vergebung zu, und Schiller nahm sie in kindlicher, dankbarer Demut entgegen.

Wenige Zeit später ging der Sohn des Dichters in heilsgewissem Glauben heim. Knapp verfaßte ein Gedicht, in dem er den Geistes- und Sonnenflug des Vaters »hoch über alles Niedrige, Gemeine« in seiner Dichtung rühmte. Dem Sohn aber hatte er Wegweiserdienst zu der Sonne tun dürfen, die Jesus Christus heißt. Er schreibt darüber:

Mein teurer Freund! Sieh, was dir Gott gegeben!
Blick hin auf Jesum Christ,

der einzig unsre Sonn und unser Leben
im Todesdunkel ist!

Mit Freuden zeigt ich Schillers Erstlingssohne
in seiner Trübsalsnacht
ihn, der zum Preise seiner Dornenkrone
die Sünder selig macht.

Neben seiner Wirksamkeit in den drei Gemeinden, denen Knapp nacheinander diente, ging in seiner Stuttgarter Zeit seine dichterische und literarische Tätigkeit her, von deren Anfängen wir schon gehört haben. Kurz nach dem Amtsantritt erschien 1837 das gewaltige Werk »Der evangelische Liederschatz« im Druck, das — wie wir wissen — schon in Sulz und Kirchheim vorbereitet worden war. Als für die württembergische Kirche ein neues Gesangbuch erarbeitet wurde, war in der dazu ernannten Kommission Knapp das rührigste und eifrigste Mitglied. Wie kämpfte er z.B. um die Aufnahme des Liedes »Es glänzet der Christen inwendiges Leben«, das der pietistische Arzt und Seelsorger Christian Friedrich Richter aus Halle an der Saale, ein Freund und Mitarbeiter August Hermann Franckes, gedichtet hat. Als die Mehrheit es ablehnen wollte, verließ er unter Tränen den Sitzungssaal. Es wurde dann doch der Aufnahme für würdig befunden, und die Scherzrede ging um, daß Knapp das Lied ins Gesangbuch »hieneinge-weint« habe.

Von zwei Dichtern, deren Lieder zu jener Zeit nicht hoch im Kurs standen, hat Knapp Auswahlsammlungen herausgegeben: von Gottfried Arnold und dem Grafen Zinzendorf. Er hat damit diese beiden in ihrer Art völlig verschiedenen pietistischen Sänger neu der christlichen Gemeinde lieb gemacht. Dadurch ist z.B. das inhaltvolle Lied Arnolds »O Durchbrecher aller Bande« vor dem Vergessenwerden bewahrt worden. Darin findet sich der herrliche Vers:

Herrscher, herrsche, Sieger, siege,
König, brauch dein Regiment.
Führe deines Reiches Kriege,
mach der Sklaverei ein End.
Aus dem Kerker führ die Seelen
durch des Neuen Bundes Blut.
Laß uns länger nicht so quälen,
denn du meinst's mit uns ja gut.

Die erste Sammlung von Knapps eigenen Gedichten erschien, wie wir schon hörten, im Jahre 1829. Es folgten im Lauf der Jahre immer neue, z.T. beträchtlich vermehrte Auflagen. 1854 ließ er einen Band »Gesammelte Gedichte« erscheinen. Dazu wählte er aus der reichen Fülle seiner Schöpfungen, die im Verlauf von 34 Jahren entstanden waren, 282 aus. Die letzte Gedichtsammlung stammt aus dem Jahre 1859 und trägt den Titel »Herbstblüten«. — Erwähnt werden soll auch noch einmal das nicht geringe Stück Arbeit, das Knapp in die jährliche Herausgabe des Sammelbandes »Christoterpe« steckte. Wahrlich ein Mann, der sein Pfund nicht vergrub! Über seine Zeit hinaus ist allerdings nur wenig im Gedächtnis der Nachwelt lebendig geblieben.

»...daß er mich geliebet habe«

Die Jahre in Stuttgart waren die Zeit einer gesegneten, weitreichenden Wirksamkeit für Albert Knapp. Denken wir allein daran, daß er es auf insgesamt 1200 Lieder — die früheren Jahre eingeschlossen — gebracht hat! Bei einer solchen Überfülle konnte natürlich nicht alles von gleich guter Qualität sein.

Knapp ist in Stuttgart aber auch nicht von mancherlei Leid und von schweren Führungen verschont geblieben. Diese häuften sich besonders in den Jahren 1848 und 1849. In dem kurzen Zeitraum von 16 Monaten stand er siebenmal an den Gräbern ihm nahestehender Menschen! Seine zweite Gattin wurde ihm durch den Tod entrissen. Sie starb unerwartet schnell nach einer zu frühen Entbindung. Drei liebevolle Kinder mußte er hergeben. Schwer war ihm auch der Abschied von seinem Amtsbruder Wilhelm Hofacker, dem jüngsten Bruder seines Herzensfreundes Ludwig Hofacker. Zwei redliche Dienstboten vervollständigten die traurige Liste. Damals schrieb er: »Gott segnet mein Haus durch Trübsal und hat mir ein großes Gericht im Innersten ausgeführt, das er mir für Zeit und Ewigkeit wolle gedeihen lassen!«

Schwer machte Knapp die Erblindung seines rechten Auges zu schaffen. Er war dadurch im Schreiben sehr behindert. Ganz plötzlich geriet er in der Nacht vom 5. zum 6. Oktober 1850 an den Rand des Todes. Er wäre beinahe einem Erstickenanfall, den ein Bronchialkatarrh verursachte, erlegen. »Damals«, schreibt er, »starb ich dem Geist nach wahrhaftig und erprobte es

in der äußersten Not, daß wir allein vom Verdienst des teuren, heiligen Blutes Christi leben, das ich in der höchsten Bedrängnis zu meinem Schild mir von dem Heiland erbat.«

Neues häusliches Glück erblühte noch einmal, als Knapp sich am 14. November 1851 zum drittenmal vermählte: mit Minette Lerche aus dem Braunschweiger Land, einer engen Freundin seiner heimgegangenen Gattin. Auf einer gemeinsamen Reise nach Italien genossen die beiden in vollen Zügen die Schönheiten der südländischen Natur.

Das Jahr 1857 brachte wieder einen besonders schweren Schlag: den Tod des geliebten Sohnes Paul, der gerade sein theologisches Studium in Tübingen mit Eifer und Freude begonnen hatte. Durch ein tückisches Nervenfieber wurde er wie im Sturm dahingerafft. Dem Frühvollendeten zum Gedächtnis schrieb der Vater seine »Lieder der Sehnsucht«, in denen der tiefe menschlich-natürliche Schmerz und der Trost des Glaubens sich wunderlich mischen. Der Gesundheit Knapps versetzte dieser Sterbefall einen Stoß, von dem sie sich nicht mehr erholen konnte.

Bei einer Abendmahlsfeier in der Adventszeit 1858 erlitt er einen Ohnmachtsanfall. Mehr und mehr bildete sich ein Herzleiden heraus, zu dem noch die Wassersucht trat. Das führte zu mancherlei körperlich-seelischen Bangigkeiten und Beschwerden. Ohne eine gewisse Beklommenheit konnte der Stadtpfarrer Knapp die Kanzel nicht mehr besteigen. So wurde sein Dienst mehr und mehr gehemmt. Kuraufenthalte bewirkten kaum Besserung. Dankbar war der Vater, als sein Sohn Joseph ihm als Vikar helfend an die Seite trat. Am Sonntag, dem 15. Februar 1863, hielt er seine letzte Predigt in der Leonhardskirche. Auf der von ihm so geliebten Kanzel, auf der Ludwig Hofacker den gekreuzigten Christus machtvoll bezeugt hatte, war sein letztes Thema auf dieser Erde: das Wort vom Kreuz. Er begann mit den Worten: »Das Wort vom Kreuz Christi, d.h. von der ewigen, durch seinen Kreuzestod gestifteten Versöhnung der Sünder mit Gott und der daraus fließenden freien Gnade, sowie der dem Glauben dadurch erworbenen Gerechtigkeit bildet die leuchtende Zentralehre, den tiefsten Lebensmittelpunkt des Neuen Testaments.«

In einem Rundbrief vom 16. Juni 1863 an seine Freunde — dem letzten, zu dem seine Kraft reichte — schrieb Albert Knapp über die Trübsalszeit, die er zu durchleiden hatte: »Wie schwer mir so viele schlaflose Nächte geworden sind und was es mich innerlich kostet, die schönen Gottesdienste des Herrn zu missen, auch mehrere schon begonnene Predigten stets wieder wegen neuer Schwä-

chungen zurücklegen, überhaupt mein Amt unerfüllt lassen zu müssen, kann ich mit Worten nicht beschreiben. Wie unaussprechlich sehne ich mich, auch wieder einmal zu meiner Gemeinde reden zu dürfen, nachdem ich heute bereits vier Monate lang zum Pausieren verurteilt bin und so viel Liebes an mir vorbeilassen muß, was ich mit Freuden tun möchte.

Es geht mir zwar seit einigen Tagen gottlob schrittweise ein wenig besser; aber ich habe es nicht auf dem Brieflein, ob mich der Herr wiederum zulassen will. Einmal war ich 14 Tage fast ohne Schlaf und verbrachte meine Nächte fast ganz auf dem Sofa, weil ich vor innerer Aufregung keine Ruhe zu finden vermochte. Da gehört man dem Leben kaum noch zur Hälfte an und denkt an den Friedhof, der für solcherlei Schäden, wie unser seliger Herzog Christoph sagte, der beste Doktor ist.«

Am Schluß des Briefes kommt Knapp auf seine Kinder zu sprechen, für die er stets in treuer Fürbitte eintrat: »In der Verbundenheit mit Jesus liegt die einzige Garantie für das Lebensglück derselben. Bei den gärenden Brandstiftern unserer elenden Zeit ist nichts Äußeres gesichert, und wenn Jesus nicht auf dem Thron der Majestät säße, müßte uns für unsere Nachkommen fürchterlich bange sein. Aber die Gnade, die den Alten ihr Weh half überstehn, die wird auch sie erhalten, wenn sie zu Christo flehn. Darum bin ich ihretwegen getrost; mir, dem hinsiechenden Mann, geziemt nur stets bereit und fertig dazustehn und so zu ihm zu gehn, daß all Stund und Tage mein Herz zu ihm mich trage.«

Mit dem Beginn des Jahres 1864 verschlimmerte sich das Leiden zusehends. Atem- und Herzbeschwerden sowie die leidige Wassersucht untergruben den letzten Rest von Gesundheit. Es war auch bei Albert Knapp ein Sich-Durchringen und Sich-Durchglauben hinein in die Ergebenheit dem Willen Gottes gegenüber: »Der Heiland läßt sich durch unsere Kreuzflüchtigkeit nicht irremachen, seinen Gnadenrat an uns auszuführen.« Worin er sein Vertrauen immer neu finden und festhalten durfte, zeigen seine Worte: »Mein ganzes Leben liegt hinter mir wie eine zerbrochene Scherbe. Alle meine Gerechtigkeit möchte ich in den tiefsten Pfuhl werfen. Der zweite Artikel des Katechismus von Jesus Christus ist ganz für mich gemacht. Ich unterschreibe ihn von Herzensgrund; denn auch ich bin ein verlorener und verdammter Sünder, der die Hölle verdient hat.«

Sein einziger Halt war der Mann von Golgatha, den sein Freund Ludwig Hofacker den »allerunentbehrlichsten Mann für Sünder« genannt hatte. »Ich bin erkaufte« — dieser kurze Satz war ihm eine stets neue Quelle der Ruhe und Erquickung.

Einst hatte Knapp den Vers gedichtet:

Eines schenke mir hienieden,
deinen Geist und deinen Frieden
und den Ruhm an meinem Grabe,
daß ich dich geliebet habe.

Von solchem Ruhm wollte er jetzt nicht mehr viel wissen. Es sollte vielmehr heißen:

...und den Ruhm an meinem Grabe,
daß er mich geliebet habe.

Er ruhte ganz in dem einen und einzigen Trost im Leben und im Sterben, daß Jesu ewige Liebe und Erlösungstat uns sündigen Menschen den Himmel und die Seligkeit aufschließt. Nach einem Abendmahlsempfang sagte er: »Wie froh bin ich, daß der Segen des heutigen Abendmahls nicht von dem größeren oder geringeren Grad der Empfindungen abhängt! Ich hatte heute deren gar keine. Aber ich glaube einfältig dem Worte meines Heilandes, und daran habe ich genug.«

Je näher sein Ende herbeikam, um so mehr fiel alle Todesfurcht von ihm ab. Man hörte ihn sagen: »Ich hätte nicht gedacht, daß ich mich vor dem Tode nicht fürchten muß.« Oder: »Der ist mein bester Freund, der mich häufig an meinen Tod erinnert.« Und noch ein anderes Mal: »Ich danke dem Herrn, daß er mich so lange leben läßt, daß ich von ihm sterben lernen kann.« Hoffnungsgewiß ging sein Blick hinüber zu der ewigen Ruhe des Volkes Gottes in der Herrlichkeit des Himmels.

Albert Knapps Sterbetag wurde der 18. Juni 1864. Die letzten Worte, die man ihn noch leise sprechen hörte, ehe der Atem stille stand, lauteten:

Er hat die Schuld vergeben,
heilt meine Schwachheit groß,
beschirmt mein armes Leben,
nimmt mich in seinen Schoß.

Gottes Werk des Rettens und Bewahrens hatte sich für ihn vollendet, er hatte der Seelen Seligkeit erlangt. Daß aber die Hoffnung der Christen weit über solch persönliche Heilsvollendung hinausgeht, das leuchtet uns aus einem der schönsten Verse Albert Knapps entgegen:

Du wirst dein herrlich Werk vollenden,
der du der Welten Heil und Richter bist;
du wirst der Menschheit Jammer wenden,
so dunkel jetzt dein Weg, o Heilger, ist.
Drum hört der Glaub nie auf, zu dir zu flehn,
du tust doch über Bitten und Verstehn.

Diese Strophe ist als neunte dem bekannten Lied »Wach auf, du Geist der ersten Zeugen« von Karl Heinrich von Bogatzky hinzugefügt worden.

Christian Gottlob Barth

1799 — 1862

Eine vielseitige Begabung

Christian Gottlob Barth war ein Jünger Jesu, der mit vielfältigen Gaben ausgestattet war, sich in einer Fülle von Aufgaben betätigte, mit seinen geistigen und geistlichen Interessen viele Bereiche umspannte. Vorwegnehmend sei nur eine Tatsache herausgegriffen: Er hat ein Buch geschrieben, das insgesamt 481 Auflagen erlebte!

Barth wurde am 31. Juli 1799 in Stuttgart geboren. Er hatte noch zwei Geschwister. Sein schon 1810 verstorbener Vater übte den Beruf eines Gipsers und Malers aus. Er und seine Frau Beate Katharine geb. Engelmann aus Kirchheim am Neckar hielten sich zu einer Versammlung gläubiger, entschiedener Christen. Solcher Gemeinschaftskreise gab es damals eine ganze Reihe in der Hauptstadt des Herzogtums Württemberg, die etwa 16000 Einwohner hatte. Von seiner Kinderzeit sagt Barth, daß er »wie eine Amsel unter lauter Gesang aufgewachsen« sei. Die Musikliebe des Vaters, der gerne sang und Zither, Flöte, Harfe und Klavier spielte, übertrug sich auf den Sohn. Auch die Mutter hatte eine schöne Stimme.

Christian Gottlob lernte auch früh malen. Vor Weihnachten 1808 — also als Neunjähriger! — erschien er mit Produkten seiner »Kunst« auf dem Stuttgarter Weihnachtsmarkt. Er hatte eine Kompanie Soldaten gemalt, diese auf Pappe geklebt und auf hölzerne Blöcklein geleimt. Der Verkauf verlief aber überaus schleppend. Da es grimmig kalt war und die Zähne des kleinen Künstlers zu klappern und seine Knie zu schlottern begannen, packte der Bub schließlich die übriggebliebene Hälfte seiner Armee ein und machte sie einem Freunde zum Geschenk.

Im selben Alter betätigte sich der Junge auch schon zum erstenmal als »Schriftsteller«! Er schrieb eine kleine Sammlung biblischer Geschichten und zeichnete Bilder dazu. Auf dem Titelblatt war zu lesen: »Eine Aufmunterung für die Seele. Herausgegeben von ... (seinen Namen ließ der kindliche Verfasser weg). Erste Auflage. — Verkaufspreis ein Groschen. Im Jahr Christi 1809.« Auf der Rückseite des Titelblattes stand als Motto: »Setzer, setz

es in Fraktur: JESUS IST MEIN ALLES NUR!« Auch eine Vorrede fehlte nicht: »Dieses Büchlein heiße ich eine Aufmunterung der Seele, weil ich darin beschreibe den Lebenslauf der Alten. Dieses Büchlein, lieber christlicher Leser, lies mit Bedacht, und denke darauf, wie du dem Exempel dieser alten Väter nachkommen mögest.«

Was der Zehnjährige auf wenigen Seiten darstellte, war die Geschichte der Patriarchen bis auf Mose. Die »Auflage« betrug 20 handschriftliche Exemplare. Die meisten davon wurden an Mitschüler verschenkt. Dieser »Erstling« beschäftigte sich schon mit dem Stoff, den Barth als Dreiunddreißigjähriger dann ausführlich in seinen »Biblischen Geschichten« entfaltete, was zu einem großen Erfolg führte.

Der junge Christian Gottlob hat sich aber in seiner vielseitigen, frühreifen Begabung nicht nur musizierend, malend und Geschichten schreibend betätigt. Er hat auch bei dem trefflichen Lehrer und Pietisten Johann Christian Gundert, seinem Taufpaten, einen guten Schulunterricht empfangen. Religiöse Einflüsse und Eindrücke haben ihn von früher Kindheit an erfaßt und geprägt, so daß er später sagen konnte, er könne sich in seinem Leben an keine Zeit erinnern, wo er nicht im Glauben gestanden hätte.

Nach dem frühen Tod des Vaters wechselte Barth zum Stuttgarter Gymnasium, das er sieben Jahre lang besuchte. Dort erwarb er sich eine hervorragende Kenntnis der alten Sprachen und machte auch in den Naturwissenschaften gute Fortschritte. Als geistliche Lektüre wurden ihm die Schriften Jung-Stillings besonders lieb. Am Schluß seiner Schulzeit erregte er dreimal in der Öffentlichkeit einiges Aufsehen. Im März 1817 hielt er in lateinischer Sprache eine Gedächtnisrede auf den württembergischen Reformator Johannes Brenz. Im Herbst desselben Jahres feierte er mit überschwenglichen Worten Philipp Melancthon, den Freund und Mitarbeiter Luthers. Seine Abschiedsrede im Gymnasium beschäftigte sich mit den Ursachen der Reformation. Er trat dann als Student der Theologie in das bekannte Stift in Tübingen ein, das einst Herzog Christoph für die Ausbildung der schwäbischen Pfarrer ins Leben gerufen hatte.

Über seine Universitätszeit hat Barth später einmal folgendes geschrieben: »Im Herbst 1817 wurde ich durch die Gnade des Königs (Anmerkung: das Herzogtum Württemberg war 1806 Königreich geworden.) in das Theologische Seminar in Tübingen aufgenommen und fing nun an, unter Anleitung meiner verehrten

Lehrer, der Professoren Jäger, Eschenmayer, Flatt, Bengel, Steudel, Wurm und Schmid, mich für das Amt zu bilden und vorzubereiten, das die Versöhnung predigt... Während so manche an ihrem Glauben Schiffbruch gelitten haben, führte mich der Herr immer tiefer in die Erkenntnis seines Wortes hinein und ließ mich nach seiner Weisheit mit solchen Männern Bekanntschaft machen, die vom Geist Gottes gelehrt waren. So konnte ich, obwohl durch manche Zweifel hindurch, die aber nur zum Festermachen dienten, meinen Glauben bewahren, daß die Bibel Gottes Wort sei und Jesus Christus Gottes Sohn, daß wir böse seien von Natur und durch den Heiligen Geist wiedergeboren werden müssen, wenn wir selig werden wollen. Das war Gottes Werk in mir, daß ich das glauben konnte, noch glaube und ewig glauben werde.«

Barth war ein sehr fleißiger Student. In seinen theologischen Studien versäumte er nichts. Außerdem gab er noch Nachhilfestunden, um mit dem dadurch verdienten Geld die früh Witwe gewordene Mutter entlasten zu können. Es klingt kaum glaublich, wenn man liest, mit was allem und zu welcher Stunde sich unser Studiosus in seinem ersten Semester beschäftigte:

»Ich habe meinen Morgenstudienplan seit einigen Tagen angefangen, vielleicht wird er auch noch verändert. Zuerst, wenn ich vom Bett komme, um drei Uhr in der Frühe, lese ich zwei Kapitel im Brief an die Römer im französischen Neuen Testament, sodann zwei Psalmen hebräisch und holländisch, ferner 30-40 Verse aus der griechischen Ilias, 10-12 achtzeilige Strophen aus dem 'Befreiten Jerusalem' des italienischen Dichters Tasso, ferner ein Kapitel aus den 'Sketches' des Engländers George Klate, endlich ein Kapitel von dem Römer Seneca, einige Briefe aus Cicero und etwas aus meiner spanischen Grammatik.« Es waren also acht alte und neue Fremdsprachen, in denen sich Barth übte! Er hatte einen unbändigen Drang, sein Wissen auszuweiten.

Kein Wunder, daß manche seiner Bekannten und Freunde etwas besorgt fragten, wo es mit einem so quirligen Geist hinaus wolle. Doch wußte Barth durchaus um das eine, das not ist. Das zeigen seine Worte: »Ist Christus unser Grund, so steht alles gut. Aber die Hoffnung und der Glaube müssen immer wieder erfrischt werden durchs Gebet, sonst ersterben sie, gleichwie ein Schwamm austrocknet, wenn er nicht von Zeit zu Zeit genetzt wird.«

Wichtig und geistlich hilfreich war es für den Studenten, daß er sich mit im Glauben gleichgesinnten Freunden zusammenschloß. Man traf sich in einem studentischen Bibel- und Gebetskreis, dem

auch der spätere bekannte Erweckungsprediger Ludwig Hofacker angehörte. In dieser Runde konnte Barth, der einen ausgeprägten Sinn für Humor besaß, in seiner sprudelnden Laune alle fortreiben. Doch dann wurde er auch mit ihnen ganz still über dem bedenkenden Betrachten des göttlichen Wortes. Einer wußte sich für den andern verantwortlich, und alle wollten miteinander in der Liebe zu Jesus und in der Zucht Gottes bleiben. Barth zeigte auch eine frühe Liebe zur Mission, für die er im Studentenkreis eine Opferbüchse aufstellte.

Früh und gern hat Barth mit dem Predigen angefangen. Manche Kirchen in der Umgebung von Tübingen öffneten sich ihm. Im letzten Jahr seiner Studienzeit mußte er gelegentlich in der Schloßkirche eine jener Predigten halten, zu denen die Kandidaten des Stifts verpflichtet waren. Die Zuhörerschaft dabei bestand meist aus einem Professor, einem der Mitarbeiter (Repetenten) des Stifts und einer Reihe von Studenten, die mit Wonne an dem Gehörten herumkritisierten. Doch wenn Barth an der Reihe war, war das ganz anders. Bauern aus den umliegenden Orten, die ihn in ihrer heimatlichen Kirche gehört und schätzengelernet hatten, strömten herbei. Aus der Stadt selber machten sich Bürger und Weingärtner, Knechte und Mägde auf den Weg. Viele fanden nur einen Stehplatz. Solche Anziehungskraft hatten die biblisch klaren und auch für einfache Leute verständlichen Predigten des jungen Theologen.

Doch nicht nur durch Worte machte Barth von sich reden. Er ließ auch früh etwas von dem Glauben spüren, der in der Liebe tätig wird. Er war sein Leben lang großartig kontaktfreudig, nie fehlte es ihm an Begegnungen und Beziehungen. So hatte er in seiner Tübinger Zeit aus der weiteren Umgebung einen originellen Schulmeister namens Klett zum Freund gewonnen. Während einer Teuerung stand es in dessen großer Familie so schlimm, daß oft kein einziger Bissen Brot mehr im Hause vorhanden war. Der Hausvater stellte dann eine Schüssel voll Wasser auf den Tisch, streute eine Handvoll Salz hinein und sprach das Tischgebet über dieser kärglichen Gabe. Die ganze Familie schlürfte das bloße Wasser mit Löffeln. Dieses geringe Mahl segnete Gott in so geheimnisvoller Weise, daß der Schulmeister versicherte, er und die Seinen seien immer wieder satt geworden.

Die Not der Familie griff Barth ans Herz. Er konnte ja malen, und so setzte er sich hin und zeichnete ein überaus lebensvolles Bild des Herrn Klett. Dieses wurde vervielfältigt und fand einen so guten Absatz, daß von dem Erlös eine namhafte Summe der

notleidenden Familie übergeben werden konnte. Sie konnte sich dafür Lebensmittel kaufen. Der dankbare Klett schloß sich an Barth und dessen Freundeskreis liebevoll an und besuchte die jungen Leute oft. Man gab ihm den halb scherzhaften, halb ehrerbietigen Namen »Prälat von Bethlehem«.

Ein Zwanzigjähriger macht Rumor

Im Jahre 1819 verursachte der knapp Zwanzigjährige durch eine von ihm zunächst ohne Namensnennung herausgegebene Schrift einen ziemlichen Rumor. Der Titel lautete: »Über die Pietisten, mit besonderer Rücksicht auf die württembergischen und ihre neuesten Verhältnisse«. Worin bestanden damals die besonderen »würtembergischen Verhältnisse«? Es hatte sich unter den Pietisten und Gemeinschaftsleuten aus verschiedenen Gründen mancherlei Unruhe und Besorgnis ausgebreitet. In der Kirche sollte ein neues Gesangbuch und eine neue Liturgie eingeführt werden. Darin fand sich so viel kümmerliches, rationalistisches Zeug, im Gegensatz zu dem bibel- und heilsgebundenen Inhalt der früheren Ausgaben, daß sich allerlei Protest und Kritik erhob. Nur ein Lied, das die Gläubigen ablehnten, sei angeführt: »Des Leibes warten und ihn pflegen, das ist, o Vater, meine Pflicht«. Von geistlichen Pflichten des Glaubens, des Gebetes, der Heiligung und von der göttlichen Gabe der Erlösung, welche die Kinder Gottes zu Dank und Liebe treibt, war in dem Lied nicht die geringste Rede.

Die »Stillen im Lande« sahen antichristliche Kräfte am Werk; ja, viele meinten, der Antichrist selber sei nicht mehr fern. Dazu kam eine beängstigende Verschlechterung der sozialen und wirtschaftlichen Verhältnisse durch die schreckliche Teuerung des Jahres 1817. Da gaben sich manche der seltsamen Idee hin, man solle Württemberg und seine Landeskirche verlassen und auswandern. In Südrußland sei der Bergungsort, wo der Herr seine Gemeinde vor der Schreckenherrschaft des Antichristen bewahren wolle. Anderen, die nicht gleich an so Furchtbare dachten, ging es um die Sammlung der Gläubigen, die man besser in weiter Ferne als in der Heimat durchführen könne. Es kam zu einer wahren Auswanderungswelle.

Doch manche wollten auch bleiben, suchten aber einen Ort in der Nähe, wo sie, ungestört durch bibelfremde und vernunftgläubige Einflüsse, ihres Glaubens leben konnten. Zu ihnen gehörte

der fromme Bürgermeister Wilhelm Hoffmann aus Leonberg. Er wandte sich an König Wilhelm I. und erhielt von ihm die Erlaubnis zur Gründung der von der Landeskirche unabhängigen Gemeinde Korntal. Dem König lag daran, nicht so viele fleißige und treue Untertanen zu verlieren. Die ganze Angelegenheit wirbelte ziemlichen Staub auf, und die Pietisten, ob sie nun auswanderten oder blieben, wurden von vielen als überspannt und sektiererisch angegriffen und verurteilt.

Das war die eigenartige Lage, in der der blutjunge Barth mit seiner oben genannten Schrift eine Art Ehrenrettung der Pietisten versuchte. Er verschwieg deren Fehler und Mängel nicht, sah aber viel mehr Gutes als Kritikwürdiges an ihnen. Allerdings warnte er sie, sich von der Kirche abzusondern. Sie sollten vielmehr in ihr ihre Aufgabe als Salz und Licht wahrnehmen. Im Jahr darauf — 1820 — erschien eine zweite anonyme Schrift mit dem originellen Titel »Hoffmännische Tropfen wider die Glaubensohnmacht«. Darin fiel die Kritik an der Kirche viel schärfer aus, und Hoffmann und seine Korntaler Gründung wurden aus voller Überzeugung verteidigt. Der Pfarrerstand kam sehr schlecht weg, ziemlich pauschal wurde seinen Vertretern Abfall von der reinen Lehre und Mangel an geistlichem Leben zum Vorwurf gemacht. Als herauskam, wer der kühne Schreiber war, hagelte es von vielen Seiten harte Kritik, wenn es andererseits auch nicht an Zustimmung fehlte.

Es berührte Barth besonders schmerzlich, daß auch von ihm verehrte Professoren und ihm nahestehende Freunde die Art seines Vorgehens nicht billigten. Aber er mußte erkennen und zugeben: »Ich habe mich allerdings verfehlt und im ersten Eifer zu unvorsichtig gesprochen. Ich habe in meinem Inneren Buße tun müssen und erwarte es in Geduld, bis mich der Herr wieder aufrichtet. Entziehen Sie Ihre Liebe nicht einem Menschen, der in guter Meinung getan, was er vielleicht besser ganz unterlassen hätte!«

Zu den Kritikern gehörte auch Barths Mutter, die der Sohn von Herzen liebte und verehrte. So sehr sie sich an manchem Eifer und an der klaren Stellung des Verfassers zu Jesus und zur Bibel freute, so war sie doch mit den beiden jugendlich forschenden Schriften ihres Christian Gottlob ganz und gar nicht einverstanden. Sie bat ihn dringlich: »Eile in die Stille, falle auf die Knie, bitte um Vergebung aller deiner Sünden und Versäumnisse! Gelobe, ihm fortan allein zu leben... Muß doch ein Seelsorger zuvorderst für seine eigene Seele sorgen. Glaube denen nicht, die dir schmeicheln! Sei auch nicht so vorlaut im Reden!«



Christian Gottlob Bartsch

(1799 — 1862)



Christian Jakob Baffler

(1799 — 1862)

Welch ein kostbares Geschenk Gottes Barth mit seiner ebenso frommen wie begabten Mutter gegeben war, soll uns an dieser Stelle Gottlieb Weitbrecht sagen, einer seiner späteren Mitarbeiter, der aus guter Kenntnis seines Wesens und Wirkens 1875 eine Biographie geschrieben hat:

»Vor allem der Einfluß seiner Mutter war von großer Bedeutung für ihn. Diese einfache, klarsehende, scharfblickende, treubesorgte Frau hat es trefflich verstanden, ihn aus dem Weiten und Schrankenlosen, in das er sich hätte verlieren können, zum Einfachen und Notwendigen, aus dem Äußeren in die Stille des Inneren, von gefährlichen Höhen herab in die Tiefen der demütigen Selbsterkenntnis zu weisen. Das war um so wirksamer, da bei ihr immer auch aus dem ernstesten Wort und der scharfen Feder und dem kritischen Auge die herzliche Liebe herausleuchtete.«

Im Herbst 1821 endete Barths Tübinger Studienzeit. In dem ihm vom Stift ausgestellten Zeugnis in lateinischer Sprache hieß es zum Schluß: »Das theologische Studium hat er mit gutem Erfolg getrieben, ist allerdings in die Irrtümer des Mystizismus verfallen. In Philologie und Philosophie wohl bewandert.« Bei dem Vorwurf des Mystizismus ist u. a. daran zu denken, daß Barth eine Vorliebe für den tief sinnigen »Schwabenvater« Friedrich Christoph Oetinger hatte.

Trotz seinem »Mystizismus« ist Barth von seiner frühen Zeit an immer ein Mann der gläubigen, entschlossenen Tat im Reich Gottes gewesen. Wir haben schon von seiner Offenheit für die Mission gehört. Im letzten Studienjahr kam er auf einer Reise in die Schweiz auch nach Basel und nahm an dem ersten großen öffentlichen Jahresfest der 1815 gegründeten Basler Mission teil. Später waren solche Feste jahrzehntelang nicht ohne seine Mitwirkung denkbar.

Im »unständigen Dienst«

Barths erster kirchlicher Dienst war eine mehrmonatige Vikarszeit in Neckarweiningen bei Ludwigsburg am Neckar. Seine Predigten füllten die Kirche, und auch zu den wochentags eingerichteten Bibelstunden kamen die Leute. Ein Missionskreis fehlte nicht. Schon im Februar 1822 aber führte der Weg des jungen Theologen weiter nach Dornhan im Schwarzwald, 15 km südwestlich von Freudenstadt. Gleich bei der ersten Predigt des neuen »Pfarrverwesers« — das war jetzt Barths amtlicher Titel — horchten die

Leute auf, konnten sich jedoch noch keinen rechten Reim auf das machen, was auf sie zukam. Bald aber merkten sie, welch ein vollmächtiger Prediger zu ihnen gekommen war. Die beiden Gottesdienste am Vor- und Nachmittag des Sonntags waren überfüllt. Im Pfarrhaus entstand eine regelmäßige Bibel- und Erbauungsstunde, die vor allem von Männern besucht wurde. Dazu kam noch ein weiterer kleinerer Männerkreis, der sich je und dann versammelte.

Die Leute erlebten in der Unterhaltung öfter einen von Humor sprudelnden Barth. So kennen wir ihn ja schon aus seiner Tübinger Studentenzeit. Auf der Kanzel jedoch flammte heiliger Ernst aus ihm. Manchmal kostete es die Dornhaner Gemeindeglieder etwas Mühe, das Miteinander von Lustigkeit und Ernst zu verkräften. Barths Erklärung lautete: »In meiner Amtstätigkeit, besonders in der Kirche, stehe ich vor dem allmächtigen Gott. Da geziemt es mir, mit tiefster Ehrfurcht vor ihm meinen Dienst zu tun, im Privatumgang gebrauche ich meine Freiheit.«

Die Zeit in Dornhan dauerte nur wenige Monate. Um so erstaunlicher waren die Veränderungen, die sich in der Gemeinde zeigten. Man hörte weniger fluchen, und die bisher üblichen vielen Händel und Streitigkeiten gingen wesentlich zurück. Eine originelle Aktion ihres Pfarrverwesers blieb den Leuten unvergessen. Barth hatte in einer Predigt ein bis dahin unbekanntes Lied aufgesagt: »Himmelan, nur himmelan soll der Wandel gehn«. Es fand solchen Zuspruch, daß viele es für immer zu besitzen wünschten. Barth versprach, es zu besorgen. Es vergingen aber Tage und Wochen, und der sonst so eifrige junge Mann schien sich nicht zu rühren. Solche Langsamkeit an ihm kannte man nicht. Schließlich kam des Rätsels Lösung: Er hatte eine Anzahl von großen runden Schnupftabaksdosen — Schnupfen galt damals als eine harmlose Sitte — herstellen lassen. Auf jeder davon war das gewünschte Lied säuberlich und gut leserlich gedruckt.

Gern hätten die Dornhaner ihren Pfarrverweser länger behalten. Sie waren zu jedem Opfer bereit. Einer erklärte, er gebe seinen schönsten Acker her, der andere, auf sein bestes Paar Ochsen käme es ihm nicht an. Aber Barth mußte im Mai in seinem »unständigen Dienst« — wie man das nannte — weiterziehen und wurde in die Doppelgemeinde Effringen-Schönbronn — heute zur Stadt Wildberg gehörend — versetzt.

Bisher hatten Nachbarpfarrer die Gemeinde versorgt. Barth wurde ihr erster eigener Pfarrer. An seinem Doppelamt hatte er aber nicht viel Freude. Daß es ihm viel Arbeit einbrachte, war

nicht das Schlimmste. Es machte dem gesunden jungen Mann nichts aus, an den Sonntagen insgesamt viermal Gottesdienst zu halten und auch an Wochentagen manchmal drei- oder viermal zu sprechen. Wenn nur nicht die schreckliche Eifersucht in den beiden Gemeindeteilen gewesen wäre! Die Efringer meinten, daß ihr Pfarrer die Schönbrunner bevorzugt behandle, und die letzteren waren vom Gegenteil überzeugt. Solche kleinlichen Rivalitäten verleideten Barth oft die Arbeit, wenn er sich auch nie über mangelnden Besuch seiner Gottesdienste, Bibel- und Missionsstunden, Christenlehren u.a. zu beklagen brauchte. Auch aus auswärtigen Gemeinden strömten sonntags viele herbei.

Die Mutter kam aus Stuttgart öfter zum Besuch herüber. Was ihr für ihren Sohn besonders am Herzen lag, zeigen die folgenden Auszüge aus Briefen: »Gott wolle Dir Weisheit schenken, daß Du in Deinem Beruf Treue beweisest und doch Deine Pflicht gegen Dich selber nicht verletzest. Benütze fleißig Deine Einsamkeit, schließe Dein Kämmerlein zu und lege Dich vor Deinen Herrn hin mit allen Deinen und den Deine Gemeinde betreffenden Anliegen! Du wirst den wesentlichen Nutzen bald finden, daß Du alsdann auch Deinen Gemeinden das, was nottut, eindringlicher ans Herz legen und sie dazu auffordern kannst. Der Herr schenke Dir den Geist des Gebetes!«

»Je mehr Du in die innere Gemeinschaft des Herrn Jesu einbringst, je notwendiger wird es Dir werden, nicht nur durch kurze Gebete und Seufzer, die aus dem Drang des Herzens in der Stille hinaufgeschickt werden, mit Gott zu reden, sondern Du wirst Dir auch eine Zeit herausnehmen, wo Du eigentlich dem Gebet in stiller Einsamkeit abwartest. Ach, es gibt soviel Stoff, für sich selbst, Du für Deine Gemeinde, für Deine Familie, für das Reich Gottes usw. Ich will alles in das zusammenfassen: Sei folgsam der Stimme des Heiligen Geistes, der wird Dich erinnern alles dessen, zu tun, was vor ihm gefällig ist!«

Was Barth den Kummer in der Gemeinde etwas leichter ertragen ließ, waren die vielen brüderlichen Verbindungen, die er weit über Efringen und Schönbrunn hinaus zu knüpfen begann. Ein Freund schreibt darüber: »Er hatte ein besonderes Geschick, seine geistigen Fühlfäden nach allen Seiten auszustrecken und das, was ihm zusagte, herauszufinden und anzuziehen. So hat er damals von seiner Efringer Höhe aus ins Nagold-, Enz- und Neckartal, ja sogar bis an den Rhein und in die Schweiz Verbindungen angeknüpft, welche durchs ganze Leben gedauert haben.« Eine von diesen Beziehungen war die mit den Missionsfreunden des Bezirks

Nagold. Er lernte damals das Nagolder Missionsfest kennen und hat es besucht bis an sein Lebensende.

Christlicher Wandertrieb

Es drängte Barth, etwas mehr vom Reich Gottes über die Grenzen des Schwabenlandes hinaus zu sehen. Er erbat sich von seiner vorgesetzten Behörde einen mehrmonatigen Urlaub, um Christen in andern Teilen Deutschlands aufzusuchen. Am 20. Mai 1824 machte er sich auf den Weg. Was es mit dem Reisen in jener Zeit auf sich hatte, das beschreibt anschaulich Barths Biograph Gottlieb Weitbrecht:

»Barths Mutter fand sich anfangs schwer darein, ihn in die Welt hinausziehen zu lassen; weniger aus Besorgnis vor äußeren Gefahren als in dem Gedanken, das Vielerlei der Reise möchte seinem Geistesleben schaden. Man nahm damals das Reisen überhaupt schwerer als heutzutage (1875). Die einzelnen Gebiete waren mehr gegeneinander abgeschlossen. Die Welt, in der man sich bewegte, war nahe beisammen, und so erschien auch das Hinausgehen bedenklicher. Auch äußerlich betrachtet war das Reisen in den Postkutschen eine viel anstrengendere Sache als heutzutage das Reisen mit der Eisenbahn.

So schlimm war es freilich nicht mehr wie dreißig Jahre zuvor, da der Postwagen von Stuttgart nach Tübingen bei schlechtem Wetter 10-12 Stunden unterwegs war, ein Postillion auf offener Straße die Pferde abspannte, um einen steckengebliebenen Heuwagen ins nächste Dorf zu führen, und dann sich von den dankbaren Bauern ein Räuschchen anhängen ließ, während die Passagiere auf der Landstraße im Staub saßen. Es war, als Barth seine Reise antrat, schon mehr Ordnung in den Verkehr gekommen. Gute Chausseen wurden gebaut, und die steilen Partien der Landstraße waren nicht mehr durchaus und unbedingt lebensgefährlich. Aber doch waren die Einrichtungen immer noch unvollkommen genug, um den Leuten, ehe sie auf Reisen gingen, ernstliches Besinnen nahe zu legen, ob sie auch hatten es hinauszuführen.

Barth war zu sehr daran gewöhnt, gegen sich hart zu sein, als daß er die Unbequemlichkeiten des damaligen Reisens so hoch angeschlagen hätte. Den Wandertrieb hatte er von seinem Vater geerbt, und er sehnte sich danach, auch in christlicher Hinsicht seinen Blick zu erweitern durch persönliches Bekanntwerden mit

andern Weisen der Arbeit im Reich Gottes. So zog er durch Bayern, Sachsen, Preußen, Westfalen nach Holland, um dann den Rhein herauf durch das Elsaß und die Schweiz wieder nach Hause zurückzukehren, reich an Erfahrungen und neu gewonnenen Freunden, dankbar für alle innere und äußere Bewahrung, die ihm zuteil geworden war.« Erst Anfang Dezember 1824 entstieg der Heimkehrer wieder dem über das holprige Pflaster seiner Heimatstadt Stuttgart rumpelnden Postwagen. Wir wollen einige der Stationen, die Barth besuchte, kurz kennenlernen.

Über Herrnhut schreibt er: »Und nun in Herrnhut! Wie mir das merkwürdig ist, diesen Ort zu sehen, wo ein so großes und gesegnetes Werk des Herrn begonnen hat! Mittags angelangt, war mein erster Gang auf den Gottesacker, Zinzendorfs Grab zu besuchen. Gleich beim Eingang in diesen Garten Gottes liegt Christian David, der Knecht des Herrn, und dann weiter oben der selige Graf, der 'gesetzt war, Frucht zu bringen, und eine Frucht, die da bleibt'. Dieser Anblick hat mich sehr ergriffen und zu Tränen gerührt. Wie viele bekannte Namen fand ich hier, die ich aus der Brüdergeschichte kannte: die Neißer, Nitschmann, Dober, Linner, Spangenberg, Watteville, Risler, Reichel und viele andere. Wie gut muß sich's doch hier schlafen in solcher Gesellschaft!«

Der letztere Gedanke findet sich noch einmal in Barths Reise rückblick. Ehe er von Herrnhut weiterzog, hatte er noch im benachbarten Kleinwelke das Missionskinderheim der Brüdergemeine besucht. Es bewegte ihn der Anblick der vielen Jungen und Mädchen, die dort erzogen wurden und ihre Schulausbildung erfuhren, während die Eltern auf den Missionsfeldern in Surinam oder bei den Eskimos sich der Aufgabe widmeten, »Seelen für das Lamm zu werben«. Abschiednehmend stellte er fest : »In Kleinwelke möchte man leben, in Herrnhut sterben. Man hat doch da eine so schöne Schlafgesellschaft von mehr als 2500 Brüdern und Schwestern.«

Ein Beispiel aus der Lutherstadt Wittenberg zeigt, wie schnell und spontan Barth neue Freundschaften herzustellen verstand: In Dresden hatte er einen Pfarrer und Missionsfreund namens Leonhardi kennengelernt. Dieser überraschte ihn in Wittenberg mit einem Gegenbesuch. Gemeinsam suchten sie den Professor Heubner vom Predigerseminar auf und waren schnell mit ihm ein Herz und eine Seele. Barth schreibt: »Nachdem wir bei Heubner ein Abendbrot genommen, verbanden wir uns unter Absingen des Liedes 'Marter Christi, wer kann dein vergessen?' zu fester, brüderlicher Gemeinschaft für Zeit und Ewigkeit und beteten mitein-

ander auf den Knien, daß der Herr den Bund segnen wolle. Leonhardi reiste mit der Post zurück. Ich blieb noch bis 10 Uhr bei Heubner, welcher gerade diesen Abend seine Versammlung mit ledigen Handwerkern hatte, die es ernstlich meinen. Sonst hat er auch eine mit Bürgern. Er steht als Prediger und Seelsorger in großem Segen und ist ein würdiger Nachfolger von Luther. Dieser Tag bleibt mir in unvergeßlichem Segen. Ich will dem Herrn danken, sooft ich sein gedenke.«

Einen vollen Monat hielt sich Barth in Berlin auf, wo er sogar an der dortigen Universität theologische Vorlesungen über Liturgik, Kirchengeschichte und messianische Weissagungen hörte. Die letztere hielt der berühmte August Tholuck, der schon mit 24 Jahren Professor in Berlin geworden war und später in Halle an der Saale eine gesegnete Tätigkeit entfaltete. Eifrig fand sich unser Schwabe unter den Kanzeln bedeutender Prediger ein, von denen es im damaligen Berlin eine ganze Reihe gab. Bei Gottfried Daniel Schleiermacher bewunderte er zwar dessen rhetorische und katechetische Begabung, zog aber die enttäuschende Bilanz: »Ich zweifle, ob viele Herzen von dieser Predigt zum ewigen Leben erbaut werden konnten... Das eigentlich christliche Element fehlte.« Er wurde mit einem Kreis gläubiger Offiziere bekannt, von denen er feststellte: »Sie haben den ersten Anstoß alle von Schleiermacher erhalten, ob sie gleich nachher sich nicht mehr bei ihm befriedigt fanden.«

Lieber und häufiger als zu Schleiermacher ging Barth zu dem 76jährigen Pastor Johannes Jänicke von der Bethlehemskirche. Dieser hatte 1800 eine Schule zur Ausbildung von Missionaren begründet und sich auch eifrig für die Bibelverbreitung eingesetzt. Über ihn urteilt Barth: »Er ist einzig in seiner Art: diese Simplizität (Einfachheit), diese Kindlichkeit und Herzlichkeit, diese evangelische Freundlichkeit habe ich nie gesehen. Der eigentliche Charakter seiner Predigten ist herzliche Erbaulichkeit, rührendes Bitten und Flehen an die Sünder, daß sie doch zu Jesus kommen sollen... Von künstlicher Logik war nichts zu sehen. Viele Abschweifungen, welche er selbst immer wieder durch sein Alter und schwaches Gedächtnis entschuldigte. Doch kam er immer wieder zurück und führte alles recht lieblich durch.« Als Barth am 31. Juli 1824 sein 25. Lebensjahr vollendete, war der Höhepunkt des Tages eine Abendmahlsvorbereitung bei dem alten Diener Jesu Christi, der am Tage darauf der Empfang des heiligen Mahles folgte.

Schließlich gab es noch den Hofprediger Dr. Abraham Strauß

zu hören, dem der Besucher aus Württemberg auch schnell zuge-
tan war: »Er sprach es frei und kräftig aus, daß ohne das Blut Je-
su kein Heil zu erlangen sei. Strauß hat ein ungemeines
Redetalent. Die Kirche war unbeschreiblich voll.«

Mit den meisten der gehörten Prediger trat Barth auch in einen
persönlichen Austausch ein, und sie alle behandelten den jungen
Mann zuvorkommend und herzlich. Mit dem jugendlichen Pro-
fessor Tholuck führte er manches Gespräch und stellte erstaunt
und dankbar fest: »Man kann mit Tholuck ganz vertraulich sein,
wie mit einem Studenten.« Erwähnt sei noch der Freiherr Hans
Ernst von Kottwitz, der hochangesehene Führer der damaligen
Berliner »Erweckten«, dessen Pietismus auch die soziale Verant-
wortung einschloß. Er hatte z.B. eine erfolgreiche Arbeitslosenhil-
fe, die »Freiwillige Beschäftigungsanstalt«, in einer früheren, leer-
stehenden Kaserne aufgebaut. Barth stellte ihm das Zeugnis aus:
»Er ist in Liebe und Demut ausgezeichnet.«

Begleiten wir Barth nun ins Wuppertal, wo seine Kontaktfreude
auch eine Menge von Beziehungen gewann! Auch dort hörte er
viele Gotteszeugen predigen, wurde aber auch selber öfter zu sol-
chem Dienst gebeten. Wenn man in der ausführlichen dreibändi-
gen Barth-Biographie von Pfarrer Karl Werner die Einzelheiten
des Aufenthalts in Elberfeld, Barmen und angrenzenden Orten er-
fährt, dann muß man immer wieder staunen, wie sich dem jungen
Schwaben überall die Türen der Gemeinschaft aufgaben, wie er
aber auch von sich aus keine Gelegenheit ausließ, um mit alten
und jungen Christen Austausch zu pflegen und durch Bruderliebe
zu erquicken und erquickt zu werden.

Ein paar Namen seien genannt: die Pastoren Döring und San-
der, vor allem aber der Erweckungsprediger Gottfried Daniel
Krummacher. Großen Respekt flößte Barth der Lohgerber Chri-
stian Peter Diedrichs ein, einer der Begründer der Rheinischen
Mission, der »plattdeutsch, recht herzlich und höchst erfahrungs-
reich sprach«. In einem Brief an einen Freund läßt sich Barth fol-
gendermaßen über das Wuppertal aus:

»Hier ist es sehr schön. In einem Tal, das zwei Stunden lang
und eine Viertelstunde breit ist, wohnen gegen 50 000 wohlhaben-
de Menschen, von denen die meisten mit Fabriken beschäftigt
sind. In den meisten Häusern ist das eine oder andere Familieng-
glied christlich gesinnt, und die Leute haben da, auch wenn sie
nicht zu den Gläubigen gehören, große Schriftkenntnis und Ein-
sichten in die Heilswahrheiten. An den sechs evangelischen Kir-
chen sind zwölf christliche Prediger angestellt, von denen einer

immer besser predigen kann als der andere. Da lernt man viele christliche Freunde kennen, die zwar auch, wie bei uns, verschiedene Ansichten haben, aber sie lieben doch alle den Heiland.«

Wir müssen es uns versagen, die vielen andern Stationen zu beschreiben, die Barth auch aufsuchte. Nur zwei besonders originelle Begegnungen seien noch erwähnt: die mit dem katholischen Erweckungsprediger Martin Boos in Sayn bei Neuwied und mit Johann Friedrich Oberlin, dem Mann der Erweckung und der Sozialreform im elsässischen Steintal. Nirgendwo ging Barth vorüber, wo er bewährte Knechte Gottes anzutreffen und einen Gewinn für seinen inneren Menschen zu erlangen hoffte.

Als Blumhardts Vorgänger in Möttlingen

Nach der Rückkehr von seiner großen Reise erhielt er bald seine Ernennung zum »ständigen« Pfarrer, nachdem er bisher sich »unständig« bewegt hatte. Es wurde ihm die Gemeinde Möttlingen bei Calw zugewiesen. Dort erinnerte man sich noch dankbar an zwei bevollmächtigte Verkündiger und Seelsorger, die vor Barth in der Gemeinde gewirkt hatten: Gottlieb Friedrich Machtolf und Joseph Friedrich Groß. Es war ganz in deren Sinn und Geist, als er in seiner ersten Predigt eindringlich und liebevoll betonte: »Hier stehe ich, als ein armer Sünder, und kann euch nichts bringen als den Heiland. Da habt ihr ihn, nehmt ihn hin! Ich suche nicht das Eure, sondern euch.«

Machtolf und Groß waren in ein und demselben Grab bestattet worden, und auf seinen ausdrücklichen Wunsch wurde Barth nach seinem Heimgang zu ihnen gebettet.

Eine Pfarrfrau ist nie ins Möttlinger Pfarrhaus eingezogen. Barth blieb unverheiratet. Zu seiner großen Freude gesellte sich im Mai 1825 seine geliebte Mutter aus Stuttgart zu ihm. Er durfte sie aber nur bis zum Jahre 1828 behalten, dann ging sie heim. Zwei treue Hausgehilfinnen, die Kathrine und das Hannele, sorgten für das äußere Wohl. Sie haben ihm durchs ganze Leben die Treue gehalten. An Arbeit fehlte es ihnen nicht. Der neue Pfarrer von Möttlingen hatte viel Besuch. An den Sonntagen z.B. kamen viele Leute, auch solche von auswärts, um Barth predigen zu hören. Die letzteren blieben meist auch zur nachmittäglichen Kinderlehre, die Barth so anziehend zu gestalten wußte, daß auch die Erwachsenen sie sich ungern entgehen ließen. Wer nicht nach Hause zum Mittagessen konnte oder wollte, der wurde zu einem einfa-

chen, aber guten und reichlichen Mahl ins Pfarrhaus eingeladen. Davon machten nicht wenige Gebrauch.

Für seine Möttlinger stand Barths Haus allezeit offen. In die Ecke des Wohnzimmers wurde eine Bank genagelt, wie sie die Bauern daheim gewohnt waren. Darauf nahmen die Männer ungeniert Platz, aßen mit ihrem Pfarrer zu Abend und wurden anschließend aus einem Kapitel der Bibel belehrt. Sie durften auch selber Fragen stellen. Nicht immer ging es nur ernsthaft und geistlich zu, der humorvolle Barth scherzte auch gern harmlos mit seinen Gästen. Die jungen Männer hatten ihre eigenen Zusammenkünfte, und die jungen Mädchen erschienen mit ihren Spindeln, sangen, lösten biblische Rätsel und hörten ganz gespannt zu, wenn Barth über den Himmel und die Ewigkeit in einer solch lebendigen und packenden Weise redete, als lebe er damit im vertrautesten Umgang. Die Kinder erbaten sich für den Sonntagabend auch ein Treffen mit ihrem Pfarrer und wurden durch seine Gabe des volks- und kindertümlichen Erzählens gefesselt.

Bibel- und Missionsstunden wurden durchgeführt. Der Mittelpunkt des Gemeindelebens aber war die Predigt, deren Art und Verlauf ein Freund einmal mit den folgenden Worten geschildert hat: »Die Predigt begann fast immer ruhig und gemessen. Aber dann pflegte Barth schon das Thema so zu stellen, daß es zum Nachdenken herausforderte, ja sich manchmal wie ein Rätsel ausnahm, auf dessen Lösung man begierig war. Und dann kam die Entwicklung. Immer voller, rascher, gedankenreicher floß der Strom der Rede dahin, eine schlagende, den Nagel auf den Kopf treffende Vergleichung drängte die andere, die Sprache wurde immer lebendiger, hinreißender, herzandringer und blühte oft in wunderbarer Schönheit herrlich empor, bis dann am Schluß nicht bloß er selber, wie er selber einmal sagte, am ganzen Körper zitterte, sondern auch die Gemeinde beim Amen in tiefster Bewegung sich erhob.«

Barths Predigt blieb nicht ohne Wirkung. Es kamen Bekehrungen vor. Aber eine größere Erweckung, wie er sie erlebte und ersehnte, blieb aus. Ja, er gewann mit den Jahren den Eindruck, daß seine Möttlinger sich mehr und mehr an seine Predigt gewöhnt hatten und sie ihnen immer weniger ins Herz und Gewissen drang. Er sah sich in der Rolle des Säemanns, der den guten Samen ausstreute. Die geistliche Bewegung, die ihm versagt blieb, durfte dann sein Nachfolger, der bekannte Pfarrer Johann Christoph Blumhardt, erleben.

Eindrucksvoll gestaltete Barth die Konfirmationsgottesdienste.

Den Tag der Konfirmation nannte er den wohl schwersten Tag im Jahresablauf. Da rang er noch einmal um die Seelen der Kinder, wie er es eigentlich in jeder Unterrichtsstunde getan hatte. Er hielt der Gemeinde ihre Verantwortung vor: »Wer mir eins dieser Schäflein verführt, dem will ich in der Ewigkeit als Verkläger gegenüberstehen!« In einem Gebet wandte er sich noch einmal an den Heiland mit den folgenden Worten: »Herr Jesus, **mir** bricht das Herz beim Anblick dieser Schäflein, die hier vor dir liegen und nun in die Welt hinauskommen, wo der Wolf ihnen nachstellt — wie wird es **dir** sein!?«

Mehr noch als die Möttlinger schienen sich die Menschen im Filialdorf Unterhaugstett auf die Dauer dem Werben und Wirken ihres Pfarrers zu widersetzen. Was diesem dort ein besonderer Dorn im Auge war, das waren die Lustbarkeiten und Trinkgelage, die sich oft mit den Hochzeiten verbanden. Er konnte sie nicht ganz ausrotten, wenn seine scharfen Bußreden dagegen auch zunächst einige Wirkungen zeigten. Als es gegen seine Warnungen doch wieder einmal zu einem wüsten Tanzgelage gekommen war, wurden die Unterhaugstetter wenige Wochen später durch ein tragisches Ereignis erschüttert: Die Braut und die beiden Brautjungfrauen, die vor allem auf dem Tanzen bestanden hatten, wurden innerhalb weniger Tage nacheinander von einem tückischen Fieber ergriffen, das zu ihrem Tode führte. Aber auch dieses Erleben, das Barth als ein richtendes Eingreifen Gottes deutete, führte zu keiner tiefgehenden Sinnesänderung.

Aus der Wirksamkeit von Barths Nachfolger Blumhardt ist besonders die Geschichte von der Gottlieb Dittus bekanntgeworden. Ein von bösen Geistern geplagtes Mädchen wurde nach langem Gebetskampf befreit. »Jesus ist Sieger!« — so schallte es durchs Dorf. Aber schon Barth durfte Zeuge eines ähnlichen Christussieges sein. Ein elfjähriges Mädchen, das eine frühe Bereitschaft für Göttliches zeigte, wurde von krampfartigen Anfällen heimgesucht. Dabei sprachen fremdartige Stimmen allerlei lästerliche Worte, die sonst nie aus dem Kindermund gekommen waren. Einmal stellte der fremde Geist die unverschämte Behauptung auf, er sei der Heiland, worauf Barth energisch erwiderte: »Du bist der Teufel, nicht der Heiland!« Nach fünf schweren Wochen schlug die von vielen Betern erflachte Stunde der Befreiung für das arme Geschöpf.

Barth war persönlich sehr anspruchslos. Das zeigte sich z.B. in origineller Weise darin, daß er viele Jahre hindurch kein Bett besaß und gebrauchte. Er spannte vielmehr nachts in seinem Zim-

mer eine Hängematte auf und schlief darin. Tagsüber lag diese eingerollt da.

Wo er in der Gemeinde Armut und soziale Notstände sah, hatte er stets eine offene Hand. Die Besoldung der Pfarrer in jener Zeit bestand zu einem Teil in Naturalien, Getreide u.a. Vieles davon hat Barth an Bedürftige abgegeben. Einem armen Schuhmacher, dem der Arzt seinen kranken Arm amputieren wollte, verschaffte er eine andere Behandlung, die tatsächlich den Arm erhielt. Er kam für alle anfallenden Kosten auf und schickte dem Genesenden jeden Tag aus seiner Küche ein ordentliches warmes Essen ins Haus, zu dem auch ein stärkender Schoppen Wein gehörte. Schließlich bezahlte er für den Mann noch eine abschließende Kur in Wildbad. Wie freute er sich, als der Schuster wieder ganz gesund wurde und wie früher seine Familie durch seiner Hände Arbeit ernähren konnte!

Ein Herzensbedürfnis war Barth in seiner Möttlinger Zeit — wie schon vorher und allezeit in seinem Leben — der Austausch und Gebetsumgang mit bewährten Christen. Unter diesen stand für ihn obenan sein Freund Osiander, Pfarrer im benachbarten Münklingen. Dieser war ein geheiligter Mann und ein eifriger Schriftforscher. Er rechnete mit der baldigen Wiederkunft des Herrn und machte sich über das Reich Gottes mancherlei tiefsinnige Gedanken — manchmal auch sehr spekulative, wie sie bei den »Schwabenvätern« (Friedrich Christoph Oetinger, Philipp Matthäus Hahn u.a.) nicht selten sind. Beide Männer — Osiander und Barth — waren in ihren Grundanschauungen völlig einig. Barth stellte fest: »Ich bin zu einem festen, unerschütterlichen Grund der Erkenntnis und zu einem umfassenden, sicheren Überblick derselben gekommen. Hinfort macht mich niemand mehr irre. Ich weiß, was ich glaube, und danke dem Herrn, meinem Heiland, für die richtige und reiche Erkenntnis seines Gnadenratschlusses in seinem Wort, welche er mir aus Erbarmen geschenkt hat.«

Seine Schau vom Reich Gottes und von der Endzeit, die er nahe bevorstehend meinte, hat Barth nie daran gehindert, praktisch und eifrig in der Arbeit für den Herrn tätig zu sein. Ja, weil das Heute der Gnade sich nach seiner Überzeugung dem Ende zuneigte, mußte umso dringlicher gerufen und geworben werden mit dem Evangelium, damit noch vielen Menschen die ewige Errettung zuteil würde.

Barth und Osiander waren, als sie in unmittelbarer Nachbarschaft ihre Gemeinden hatten, fast täglich beieinander zu Aus-

tausch und Gebet. Es war ein tiefer Schmerz für den ersteren, als sein Freund in das entferntere Maichingen versetzt wurde. Als Osiander dann 1834 starb, wurde Barth durch diese Trennung eine tiefe Herzenswunde geschlagen. Auch seine leibliche Gesundheit erlitt einen unheilbaren Stoß, fortan war er ein leidender Mann.

Wirken über die Gemeinde hinaus

Die ausgedehnte Arbeit in der Gemeinde Möttlingen hätte durchaus genügt, um Barths Zeit und Kraft auszufüllen. Aber schon bald wandte er sich mancherlei übergemeindlichen Aufgaben zu, die ihn mehr und mehr beanspruchten, bis er 1838 dann ganz aus dem Pfarramt schied.

Beginnen wir mit dem Hinweis auf ein Werk, das in den Bereich der Inneren Mission gehört! Diese lag Barth stets am Herzen, wenn sein Einsatz für die Äußere Mission auch umfassender und wirkungsvoller gewesen ist. Im badischen Beuggen, unweit von Basel, hatte Barth das von Christian Heinrich Zeller geleitete »Rettungshaus« für gefährdete Jugendliche kennengelernt, das ihn sehr beeindruckte. Gleich nach seinem Dienstantritt in Möttlingen machte er sich daran, für einen »Verein zur Rettung verwaarloster Kinder« Mitglieder zu werben. Dieser Verein begründete 1826 im benachbarten Stammheim eine »Kinderrettungsanstalt«. Die ersten zwölf Kinder aus asozialen, notvollen Verhältnissen wurden in gemieteten Räumen untergebracht. Ein eigenes Haus war aber dringend vonnöten. Die Mittel dafür wurden zu einem großen Teil durch das sog. »Bärenbüchlein« zusammengebracht. In einer kleinen Schrift knüpfte Barth an die biblische Geschichte von den Knaben in Bethel an, die den Propheten Elisa verspotteten und als Bestrafung für diesen Frevel von Bären zerrissen wurden. Er meinte: »Ohne Zweifel sind diese Kinder Verwaarloste gewesen. Hätte es nun in Bethel eine Rettungsanstalt für verwaerloste Kinder gegeben, so hätten diese unglücklichen Kinder darin erzogen werden können und wären nicht von den Bären zerrissen worden.«

In poetischer Form folgte dann die Bitte:

»Lasset also verwaarlosten die Kinder nicht!
Wir wollen ihnen bauen eine Hütte.
Drum höret unsre Bitte:
Reichet von nah und von ferne

uns eure Steine gerne!
Zum Bau in seinem Namen
führt sie der Herr zusammen.«

Das Echo war ermutigend. Der Bau des für 60 Kinder berechneten Hauses konnte am 29. Mai 1829 feierlich eingeweiht werden. In dem neuen Pfarrer von Stammheim, dem früheren Basler Missionslehrer Handel, gewann die Anstalt einen tatkräftigen Vorsteher und Förderer, der zusammen mit seiner Frau 30 Jahre lang sich um Heim und Kinder liebevoll kümmerte. Die Anstalt wuchs in den folgenden Jahren beträchtlich; ihre Jahresfeste wurden von vielen Hunderten besuchte christliche Volksfeste, bei denen Barth bis an sein Lebensende nie fehlte und den von den Teilnehmern immer mit Spannung erwarteten Jahresbericht vortrug. Unererschütterlich stand es für ihn fest: »Von Christus, dem ewig festen Felsen alles Heils, besonders auch in der Erziehung, wollen wir nicht weichen und nicht wanken.« — Barths Werk von einst besteht heute noch als »Evangelisches Kinder- und Jugendheim Calw-Stammheim«.

Und nun zu Barth, dem Mann der Äußeren Mission! Wir erinnern uns aus seiner Studienzeit in Tübingen, daß er schon damals für die Missionssache ein offenes Herz hatte und dafür warb. Später waren bei den Missionsfesten in Basel seine glaubensfrohen und mutmachenden Ansprachen immer Höhepunkte. Sie stärkten die ausziehenden Missionare und stellten die Heimatgemeinde in die Weite, Freude und Verantwortung des Reiches Gottes.

»Da zünd dein Feuer an!«

Wir zählen Christian Gottlob Barth zu den Liederdichtern des schwäbischen Pietismus. Es sind besonders seine Missionslieder, die ihn bekannt gemacht haben und von denen einige bis heute fortleben. Sie wurden meistens gedichtet aus Anlaß der Basler Feste, dort von den versammelten Missionsfreunden mit Begeisterung aufgenommen und gesungen. Wir drucken zunächst aus einer großen Zahl die beiden bekanntesten ab:

Der du in Todesnächten
erkämpft das Heil der Welt
und dich als den Gerechten
zum Bürgen dargestellt,

der du den Feind bezwungen,
den Himmel aufgetan:
dir stimmen unsre Zungen
ein Halleluja an.

Im Himmel und auf Erden
ist alle Macht nun dein,
bis alle Völker werden
zu deinen Füßen sein,
bis die von Süd und Norden,
bis die von Ost und West
sind deine Gäste worden
bei deinem Hochzeitsfest.

Noch werden sie geladen,
noch gehn die Boten aus,
um mit dem Ruf der Gnaden
zu füllen dir dein Haus.
Es ist kein Preis zu teuer,
es ist kein Weg zu schwer,
hinauszustreun dein Feuer
ins weite Völkermeer.

O, sammle deine Herden
dir aus der Völker Zahl,
daß viele selig werden
und ziehn zum Abendmahl.
Schließ auf die hohen Pforten,
es strömt dein Volk heran;
wo noch nicht Tag geworden,
da zünd dein Feuer an!

★ ★ ★

Zieht fröhlich hinaus
zum heiligen Krieg!
Durch Nacht und durch Graus
erglänzet der Sieg.
Ob Wetter auch toben,
erschreckt nur nicht;
blickt immer nach oben!
Bei Jesus ist Licht.

Und ob auch das Herz
sich dunkel umzieht
mit trübendem Schmerz,
der Friede entflieht;
wenn Mißmut und Zagen
die Freudigkeit bricht:
o, stillet die Klagen!
Bei Jesus ist Licht.

Wenn rings um euch bang
die Götzennacht steht,
und würd's euch zu lang,
bis daß sie vergeht,
so sei euer Hoffen
nach oben gericht';
der Himmel bleibt offen.
Bei Jesus ist Licht.

Ein ähnlich aufmunternder Ton findet sich in den beiden folgenden Versen:

Volk des Herrn, erhebe dich,
laß des Kreuzes Fahnen wehn!
Sieh, dein König rüstet sich,
siegreich dir voranzugehn.

Zieh getrost hinaus ins Feld,
fürchte nichts, wenn er dich führt;
ihm gehört die ganze Welt,
und er ist's, der sie regiert.

Das bekannte Lied »Sonne der Gerechtigkeit« ist aus den Versen dreier verschiedener Dichter zusammengesetzt (Christian David, Christian Gottlob Barth und Johann Christian Nehring). Die von Barth beigesteuerten zeigen den Missionsmann:

Weck die tote Christenheit
aus dem Schlaf der Sicherheit;
mache deinen Ruhm bekannt
überall im ganzen Land.
Erbarm dich, Herr!

Tu der Völker Türen auf;
deines Himmelreiches Lauf
hemme keine List noch Macht,
schaffe Licht in dunkler Nacht.
Erbarm dich, Herr!

Gib den Boten Kraft und Mut,
Glaubenshoffnung, Liebesglut;
laß viel Früchte deiner Gnad
folgen ihrer Tränensaat.
Erbarm dich, Herr!

In die Nähe der Heimat und in die Ferne der Völker rufen die beiden Strophen, die wir jetzt abdrucken, die Boten des Herrn:

Es ist noch Raum.
Sein Haus ist noch nicht voll,
sein Tisch ist noch zu leer.
Der Platz ist da,
wo jeder sitzen soll,
bringt seine Gäste her.
Geht, nötigt sie auf allen Straßen.
Der Herr hat viel bereiten lassen.
Es ist noch Raum.

Es ist noch Zeit.
Die Liebe ruft noch,
noch gehen Diener aus
zu Stadt und Land.
Sie laden heute noch
ins große Rettungshaus.
Noch ist die Türe nicht verschlossen,
für Kind und Greis noch nicht verflossen
die Rettungszeit.

Wir werden noch hören, daß Barth ein eifriger Schriftsteller für Kinder gewesen ist. Auch Gedichte hat er für sie geschrieben und dabei nicht vergessen, ihnen die Mission ans Herz zu legen. Ein solches Lied sei hier angefügt:

Der Wagen des Evangeliums

Hört ihr nicht die Räder rollen?
Seht ihr nicht die Funken sprühn?
Wie ein fernes Donnerrollen
rauscht es durch die Länder hin.
Das ist unsers Königs Wagen
mit dem Evangelium,
das er rasch hinein soll tragen
in das finstre Heidentum.

Wollt ihr nicht auch in den Haufen
derer, die da ziehn, euch reihn,
daß die Räder schneller laufen
in die Völkernacht hinein?
Ziehet, schaltet, schiebet, treibet!
Haltet eure Kraft zu Rat!
Denn wie uns Sankt Paulus schreibet,
ist die Ernte wie die Saat.

Zum Schluß dieser Auswahl noch ein von Barth aus dem Englischen übersetztes Lied, das in einer etwas blumenreichen Sprache verfaßt ist:

Von Grönlands eisgen Zinken,
Chinas Korallenstrand,
wo Ophirs Quellen blinken,
fortströmend goldnen Sand,
von manchem alten Ufer,
von manchem Palmenland
erschallt das Flehn der Rufer:
Löst unsrer Blindheit Band!

Gewürzte Düfte weben
sanft über Ceylons Flur,
es glänzt Natur und Leben;
schlecht sind die Menschen nur.
Umsonst sind Gottes Gaben
so reichlich ausgestreut.
Die blinden Heiden haben
sich Holz und Stein geweiht.

Und wir, mit Licht im Herzen,
mit Weisheit aus den Höhn,
wir könnten es verschmerzen,
daß sie im Finstern gehn?

Nein, nein, das Heil im Sohne
sei laut und froh bezeugt,
bis sich vor Christi Throne
der fernste Volksstamm beugt.

Ihr Wasser sollt es tragen,
ihr Winde führt es hin,
bis seine Strahlenwagen
von Pol zu Pole ziehn,
bis der versöhnten Erde
das Lamm, der Sünder Freund,
der Herr und Hirt der Herde
in Herrlichkeit erscheint.

Ein Besuch von Otto Funcke bei Barth

Der dichtende Pfarrer Christian Gottlob Barth war und blieb immer ein Mann praktischer Aktivitäten. In seiner Gemeinde Möttlingen richtete er Missionsstunden ein. Es war vor allem seinem Einsatz zu verdanken, daß schon im Jahre 1825 in Calw ein Bezirksmissionsverein gegründet wurde, der sich blühend entwickelte und im ganzen Schwabenland und darüber hinaus in vielen Missionsvereinen Nachfolger und Nachahmer fand. Als Barth seinen Pfarrdienst aufgab und nach Calw zog, wurde er der in Württemberg wohl bekannteste und beliebteste Redner auf Missionsfesten. Im Sommer war er fast jeden Sonntag unterwegs.

Bei einem solchen Fest in Herrenberg wollte ihn im Sommer 1858 der Tübinger Student Otto Funcke hören, der später als christlicher Schriftsteller sehr bekannt geworden ist. Der »berühmte Barth aus Calw« sollte predigen. Wie freute sich Funcke darauf! Aber die Sache zerschlug sich aus einem merkwürdigen Grunde. Funcke berichtet darüber in seinen Lebenserinnerungen »Die Fußspuren Gottes in meinem Lebenswege«:

»Das Volk strömte so massenhaft zu der hochgelegenen Kirche herauf, daß wir Studenten, die wir vier Stunden von Tübingen her gewandert waren, flugs mitlaufen mußten, wenn wir noch irgendeinen Platz erhaschen wollten. Auch so gelang es uns nur mühsam, ein Plätzchen in den Gängen zu erobern. Ich stand förmlich eingeklemmt zwischen einigen weißröckigen Bauersleuten, die ganz aufdringlich nach dem Schafstall rochen.

Mächtig brauste der Gesang durch die hohe Kirche, und auch

wir Tübinger taten unser Bestes. Aber bald merkte ich, wie vor meinen Augen alles zu schwimmen anfang. Die Menschen um mich hatten bald doppelte, bald halbe Gesichter. Der Mann, der jetzt die Kanzel bestieg, bewegte sich mit ihr im Kreis. Eine furchtbare Angst befiel mich, und dann verließ mich ganz und gar das Bewußtsein. Ich war ohnmächtig geworden; ganz gegen meine Gewohnheit. Aber die Anstrengungen des Weges, der leere Magen, die stickige Menschenluft in der Kirche und wer weiß was sonst noch für dämonische und himmlische Einflüsse hatten mich armen Schwächling in einen vorübergehenden Tod hineingeführt.«

Aus diesem »Tod« erwachte Otto Funcke bald wieder. Viel Wasser, das über ihn gegossen wurde, trug dazu bei. Seine Ohnmacht hatte natürlich Aufsehen und Mitleid erregt, so auch bei dem hochwürdigen Herrn Dekan von Herrenberg. Dieser lud den Studiosus in sein Haus an den Mittagstisch. Und dort kam er direkt neben den Festprediger Barth zu sitzen, dessen aufrüttelnde Predigt ihm leider entgangen war. Es waren noch andere erlauchte Gäste zugegen, u.a. der Dichter Albert Knapp aus Stuttgart und Johann Christoph Blumhardt, der Nachfolger Barths in Möttlingen geworden war und jetzt in Bad Boll wirkte. Es wurden herrliche, geistvolle Gespräche geführt, auch der Humor kam zu seinem Recht. Funcke fühlte sich in dieser Gesellschaft außerordentlich wohl. Es war eine »gesegnete Ohnmacht«, die sie ihm verschafft hatte.

Er nahm vom Fest eine Einladung Barths mit, ihn bald in Calw zu besuchen. Dieser kam er zusammen mit einem Freunde auch nach. Hören wir seinen originellen Bericht:

»Wir wurden von Dr. Barth aufs herzlichste aufgenommen. Mit dem Gefühl tiefer Dankbarkeit betrat ich die Schwelle dieses Hauses; denn von hier waren die herrlichen Jugendschriften ausgegangen (z.B. 'Der arme Heinrich', 'Die Rabenfeder' usw.), die mir in kranken Tagen, deren ich als Kind viele zu durchstehen hatte, so viel schöne, herzerfreuende Stunden bereitet hatten. Und wenn es leider so oft der Fall ist, daß man bei der persönlichen Begegnung mit einem bedeutenden Manne schmerzlich enttäuscht wird und nachher fast wünscht, daß man den berühmten Dichter oder Schriftsteller nie kennengelernt hätte, so war diesmal das Gegenteil der Fall. Und zwar, trotzdem Dr. Barth dem beklagenswerten Stand der alten Junggesellen angehörte.

Ich werde nie den langen und doch so kurzen Abend vergessen (die Stunden flogen nur so dahin), wo wir Barths Gäste und Schüler sein durften. Der imposante Mann — er machte einen aristo-

kratischen Eindruck — saß da, vor sich auf dem Tisch einen gewaltigen Globus und eine Weltkarte. Die Wände seines großen Arbeitszimmers waren bedeckt mit Raritäten aus allen möglichen Heidenländern, und wo man mit den Füßen hintrat, da kam man mit dem Fell eines Löwen oder Leoparden in Berührung. Ei, wußte der Mann Bescheid in allen Ländern der Erde! Es war, als hätte er 100 Jahre lang den ganzen Erdkreis durchstreift. Die Hindus und die Chinesen, die Zulus und die Südseeinsulaner, die Papuas und die Beduinen standen alle so lebendig vor seinen großen Augen, daß man meinte, er könnte jeden Augenblick mit ihnen reden.

Und in der Tat, wenn er auch nicht mit ihnen redete, so redete er doch fortwährend ihrethalben mit seinem Gott. Sein ganzes Herz war erfüllt von den Gedanken der Heidenmission. Noch nie hatte uns ein Mensch die ideale Größe dieses Werkes so vor die Augen gestellt, wie es Barth an diesem Abend tat. Wir gingen mit der tiefen Sehnsucht zu Bett, daß ein Hauch des Geistes, der in unserm Hauswirt waltete, über uns kommen möge und daß auch wir einst solch einen jugendlichen Sinn, solch eine kraftvolle Werdelust aus unserer Jugend ins Mannesalter hineinretten dürften.

Da unsere Unterhaltung sich bis in die Nacht hinein gezogen hatte, so schliefen wir am andern Morgen noch, als die Schlafenszeit eigentlich vorbei war. Da wurden wir erweckt durch ein gewaltiges Getöse. Als wir aufwachen, drangen folgende Worte wie ein Posaunenklang in unsere Ohren: 'Wach auf, der du schläfst, und stehe auf von den Toten, so wird Christus dich erleuchten!' Wir konnten erst gar nicht begreifen, woher der Ton kam, der uns nicht nur erweckte, sondern mitten in den Ernst des Lebens hineinstellte. Endlich entdeckten wir, daß von der Arbeitsstube unseres Gastgebers ein Sprachrohr in unser Zimmer führte und daß er es gewesen war, der uns mit diesem 'Hahnenschrei' begrüßt hatte. Die Leser werden begreifen, wie mir durch dieses kleine Erlebnis der besagte Spruch tief ins Herz gesenkt wurde und daß er jetzt, vier Jahrzehnte später, noch in meinen Ohren klingt.«

Es ist der Mühe wert!

Wir hörten von dem Calwer Missionsverein, der Vorbild vieler ähnlicher Zusammenschlüsse von Missionsfreunden überall im Lande wurde. Bald gab es auch ein »Calwer Missionsblatt«, dessen erste Nummer Neujahr 1828 erschien. Darin waren Missions-

nachrichten aus aller Welt zu lesen. Zunächst druckte Barth überwiegend Berichte aus englischen und amerikanischen Blättern ab. Bald aber verfügte er über genügend eigenen Stoff. Er trat nämlich mit immer mehr Missionaren — von der Basler Mission, aber auch von andern Gesellschaften — in persönlichen und brieflichen Kontakt, so daß er immer brandneu erfuhr und weitergeben konnte, was hin und her im weltweiten Reich Gottes geschah. Von 1842 an erschien auch ein Missionsblatt für Kinder.

Barth war der gewissen Meinung, daß Kirchen und Gemeinschaften, die sich die Sache der Mission zu eigen machen, nicht nur den »Heiden« draußen helfen, sondern auch in ihrer eigenen Mitte Belebung und Vertiefung erfahren. In seinem Missionsblatt stellte er einmal die Frage: »Hat die Heidenwelt oder die Christenwelt von dem neuerwachten Missionseifer bis jetzt mehr Segen gehabt? Dies für die, welche meinen, in der Nähe müsse man anfangen, da sei noch viel Heidentum. Recht, aber die Erfahrung hat gezeigt, daß die nicht so übel rechneten, welche den Hebel im Heidenlande ansetzten, um den Stein vom Grab unserer heimischen Kirche wegzuwälzen. Noch ist viel zu tun, hüben und drüben. Ja, kaum ein rechter Anfang ist gemacht: laßt uns die ganze Hand bieten, wo wir bisher erst einen Finger reichten! Die Not wächst, laßt auch die Hilfe wachsen!«

Bei einem Missionsfest konnte sich gelegentlich bei der Fülle der zu hörenden Berichte und Ansprachen eine gewisse Müdigkeit ausbreiten. Wenn aber Dr. Barth an die Reihe kam, waren alle wieder hellwach. Seine lebendige, anschauliche Redeweise und die herzliche Liebe zum Heiland und zu den Menschen, die alles durchdrang, gewannen ihm überall die Ohren und die Herzen. Begleiten wir ihn noch einmal nach Basel, wo er 1860 zum letztenmal am Missionsfest teilnahm und im Blick auf neun neu eingesegnete Brüder u.a. sagte:

»Ich bin oft hier gestanden und gesessen und habe Abschiedsreden halten hören. Manche Träne ist aus meinem Auge geflossen. Bei manchem ist es mir schwer geworden, ihn fortgehen zu sehen. Wie mancher liegt schon im stillen Grab! Ist es die Sache wert? Nicht alle Missionare sind so glückliche Menschenfischer, daß ihnen das Netz zu zerreißen droht. Aber wir rechnen eins ins andere, rechnen alles zusammen, und da ist das Fazit groß genug, daß man so viel dafür tut, betet, arbeitet, opfert, leidet, stirbt...

Wir dürfen auch nicht klagen um die Heimgegangenen oder beim Blick auf diese Brüder betrübt und kummervoll denken: Schade um die frischen, kräftigen Jünglinge, die vielleicht bald im

Sonnenbrand und im ungesunden Land dahinwelken werden! Freunde, es ist um nichts zu schade, was für Jesus geopfert wird! Dabei bringen wir noch gar nicht in Anschlag den Segen, den wir schon durch die Missionsfeste geerntet haben. Wir stehen im Dienst eines Herrn, für den unser Blut zu vergießen eine wahre Ehre und eine wahre Freude ist... Was für Toren wären wir, wenn wir das für Schaden achteten! Schlagt nur an, wie hoch der Herr eine Menschenseele anschlägt! Darum ist's ja der Mühe wert, was geopfert wird. Wir wollen damit fortfahren, bis wir bei dem großen Missionsfest im Himmel zusammenkommen.«

Der Jugendschriftsteller

Mit gutem Recht haben wir dem viel Raum gegeben, was Christian Gottlob Barth für die Mission gedacht, getan und gedichtet hat. Das ging schon in Möttlingen weit über das hinaus, was sich mit der Führung eines Pfarramtes zeit- und kräftemäßig vertrug. Doch war es nicht in erster Linie die Beanspruchung durch die Mission, die Barth im Jahre 1838 bewog, sein Pfarramt aufzugeben und nach Calw zu ziehen. Das war vielmehr seine ständig wachsende literarische und verlegerische Tätigkeit, die weit über den Missionsbereich hinausging.

Wir müssen uns jetzt dem Jugendschriftsteller Barth zuwenden. Damit ist ein weiteres wesentliches Stück seines Schaffens genannt. Er, der Junggeselle, der nie eigene Kinder Herzen konnte, besaß eine große Liebe zu Kindern. Es drängte ihn, ihnen guten Lesestoff in die Hand zu geben. Wie immer blieb er nicht lange in Theorien und Überlegungen stecken, sondern schritt zur Tat. Weihnachten 1827 erschien von dem Pfarrer von Möttlingen eine erste Erzählung, die den Titel trug »Der arme Heinrich oder die Pilgerhütte am Weißenstein«. Die Schrift erschien anonym, mit einem einfachen Vorwort: »Liebe Kinder, ich will euch eine Geschichte erzählen, und da solltet ihr aufmerksam zuhören. Ihr solltet aber auch etwas davon behalten und etwas davon befolgen. Wenn euch diese Geschichte wohlgefällt, dann erzähle ich bald wieder eine andere, die auch schön ist, und noch eine, und so fort. Ist's euch recht?«

Und wie es den Kindern recht war! Dreißig Jahre lang erschien zu Weihnachten eine Geschichte für Kinder aus Barths Feder und oft noch eine zu Ostern dazu. Es machte sich darin kein aufdringlicher Bekehrungseifer breit, doch war die Tendenz immer ein kla-

rer, kindgemäßer Hinweis auf den lebendigen Gott und seine Führungen mit den Menschen. Der Heiland Jesus Christus wurde gerühmt. Allerlei gute Belehrung und Wissensvermehrung, vor allem in erdkundlicher und geschichtlicher Hinsicht, war mit den Geschichten verwoben. Sie scheuten sich nicht, das Gefühl und Gemüt anzusprechen, waren aber nie weichlich und falsch-sentimental. Proben von Barths Dichtkunst wurden hineingestreut. Gleich in der ersten Erzählung »Der arme Heinrich« findet sich das bekannte »Pilger«- und »Heimwehlied«:

Der Pilger aus der Ferne
zieht seiner Heimat zu;
dort leuchten seine Sterne,
dort sucht er seine Ruh.

Sein Sehnen geht hinüber,
sein Liebstes liegt im Grab;
die Blumen wachsen drüber,
die Blumen fallen ab.

In Königsstädten schimmert
des Goldes reiche Pracht;
und morgen sind zertrümmert
die Städte und die Macht.

Die Ströme ziehn hinunter
ins wogenreiche Meer;
die Welle geht drin unter,
man sieht sie nimmermehr.

Der Harfenton verklinget
im stillen Windeswehn;
der Tag, den er besinget,
muß heute noch vergehn.

Der von dem Honigseime
der Ewigkeit geschmeckt,
der Pilger ist daheime,
nur wenn das Grab ihn deckt.

Drum weckt ihn auch hienieden
das Heimweh früh und spät;
er sucht dort oben Frieden,
wohin sein Sehnen geht.

Man kann ein solches Lied allerdings nicht sehr kindertümlich nennen. Andere Gedichte in Barths Erzählungen sind es mehr, z.B. eins aus der Erzählung »Die Uhrfeder«:

Wir haben einen Hirten,
und der hat uns so lieb;
das Elend der Verirrten
ihn auf die Erde trieb.

Daß wir die Heimat finden,
ergriff uns seine Hand;
sonst ging es uns wie Blinden
in einem fremden Land.

Er will uns treu bewahren,
der treue Kinderfreund;
wir sollen einst erfahren,
wie gut er es gemeint.

Wir preisen dein Erbarmen,
du treues Hirtenherz.
Halt uns in deinen Armen
und führ uns himmelwärts!

Ob die Kinder von heute an Barths »Erzählungen für Christenkinder« — so nannte er sie — dieselbe Freude finden würden wie die Jungen und Mädchen von damals, ist zu bezweifeln. Aber einst sind sie viel gelesen, ja verschlungen worden. Wir hörten schon, daß es auch Otto Funcke getan hat, dem sie in seinen »kranken Tagen so viel schöne, herzerfreuende Stunden bereitet haben«. Er nennt sie »herrliche Jugendschriften«.

So großer Beliebtheit sich Barths Erzählungen auch erfreuten, so hält doch deren Verbreitung keinen Vergleich aus mit der eines andern Werkes, das er in die Hände von Kindern und jungen Menschen legte, das aber auch unter den Erwachsenen viele Freunde fand. Es handelt sich um seine »Zweimal zweiundfünfzig biblische Geschichten für Schulen und Familien«. Hier geht es also nicht um allerlei interessante Erzählstoffe aus Natur und Geschichte, sondern um die schlichte Darbietung der biblischen Geschehnisse des Alten und Neuen Testaments. (Das Alte Testament behandelte übrigens nicht Barth selber, sondern sein Freund Pfarrer Hochstetter.) Barth war mit viel Phantasie und Darstellungskunst begabt, aber in den »Biblischen Geschichten« blieb er

ganz nahe am Text. Dieser sollte leben und leuchten, und das wurde erreicht.

Im Frühjahr 1832 erschien die erste Auflage der »Biblichen Geschichten«, und die 10 000 Exemplare waren in sechs Monaten vergriffen. Es folgte Auflage auf Auflage. Bald wurde der deutsche Sprachbereich überschritten. Barth hatte längst internationale Beziehungen geknüpft. Er machte z.B. im Lauf der Jahre mehrere Reisen nach England. Es beeindruckte ihn, was man dort alles für die Traktatmission, die Bibelverbreitung und die Mission tat. Es war eine große Freude für ihn, daß die »Biblichen Geschichten« als »Dr. Barth's Bible Stories« bald auch im englischen Sprachraum heimisch wurden. Englischsprechende Missionare übersetzten das Buch in die Sprachen ihrer Missionsgebiete.

1854 erschien schon die 100. deutsche Auflage. Insgesamt eine halbe Million Exemplare waren verbreitet worden, und der Erfolg hielt ununterbrochen weiter an, auch über Barths Tod hinaus. 1869 betrug die Gesamtauflage eineinviertel Millionen, 1900 über zwei Millionen. 1945 kam in der Schweiz die 481. Auflage heraus. Damit war dann die Zeit von Barths Büchlein abgelaufen. Was für ein Segens- und Siegesweg durch mehr als ein Jahrhundert!

Die Zahl der Übersetzungen stieg im Lauf der Zeit auf etwa 70. Nur einige der Sprachen seien genannt: Arabisch, Chinesisch, Türkisch, Russisch, Armenisch, Tamil und Telugu (indische Sprachen), Zulu und Amharisch (afrikanische Sprachen), Eskimo.

Bei der poetischen Begabung Barths ist es verständlich, daß er die biblischen Geschichten auch in Reime zu bringen versuchte. Er ließ ein Buch »Biblische Poesien für Kinder« drucken, aus dem wir die folgende Probe bringen:

Daniel im Löwengraben

Der Daniel, der zu Jehova flehte,
der ärgert die Herren mit seinem Gebete.
Und König Darius war leider so schwach
und gab ihrem Bitten und Drängen nach.

Weil Daniel niemand als Gott will scheuen,
so muß er hinein in die Höhle der Leuen.
Ein »Helf dir Gott!« ruft ihm der König noch nach.
O König Darius, wie bist du so schwach!

Die Grube bekommt einen Stein zum Riegel
und sichern Verschuß durch ein königlich Siegel.

Und drunten, da knurrt es und dröhnet und brummt,
doch schnell ist die Stimme der Leuen verstummt.

Der König des Himmels erhört das Beten
und denkt erbarmend an seinen Propheten:
Ein Engel erscheint, mit Glanze bedeckt;
da haben die Bestien alle Respekt.

Als König Darius am andern Morgen
sich nahet dem Graben mit ängstlichen Sorgen,
da ruft der Prophet ihm mit freudigem Mund:
»Der Herr hat gesandt seinen Engel zur Stund.«

Nun wird er erlöst aus der Löwen Rachen,
und jetzt erst geht's ans Zermalmen und Krachen:
Die Feinde, die Daniels Gott so verlacht,
die werden den Löwen zum Frühstück gebracht.

Wie gut ist's, dem ewigen Gott zu vertrauen!
Er kann, was ihm Widerstand leistet, zerhauen.
Der Löwen und Bären den Rachen verschließt,
der sei von uns immer als König begrüßt.

In das Mühen Christian Gottlob Barths um junge Menschen gehört auch die Herausgabe der »Jugendblätter« hinein. Er begann damit kurz vor seinem Wegzug von Möttlingen nach Calw. Zwölf- bis Achtzehnjährige waren als Leser gedacht. Klare, doch nicht aufdringliche Hinführung zu Christus und Hilfe zum Leben in seiner Nachfolge war das Ziel. Gute Belehrung und Darbietung von allerlei Wissensstoff fehlte nicht. Barth konnte bedeutende Männer wie den Naturforscher Gotthilf Heinrich von Schubert, mit dem er freundschaftlich verbunden war, als Mitarbeiter gewinnen. Aber die Hauptlast lag auch hier auf ihm, der wahrlich auch ohne diese neue Aufgabe nicht über Beschäftigungsmangel zu klagen brauchte.

Der Calwer Verlagsverein

Der letzte Abschnitt unserer Darstellung hat uns mitten hinein in das vielseitige literarische Schaffen Barths geführt. Dieses war aber mit dem bisher Geschilderten noch lange nicht erschöpft. Der immer unternehmungsfrohe und ideenreiche Mann wandte sich weiteren Plänen zu. Mit seinen »Biblischen Geschichten« in ihrer schlichten Bibelgebundenheit wollte er auf dem Gebiet der Schule

und Jugenderziehung dem verderblichen Einfluß der rationalistischen, vernunftgläubigen Zeitströmung entgegenwirken. Aber es lagen ihm weitere Bücher für Haus, Schule und Gemeinde am Herzen, die von einer klaren evangelischen Sicht geprägt waren.

Es erschien damals eine »Schullehrerbibel«, die von bayerischen Pfarrern angeregt worden war und bei der Barth Teile des Neuen Testaments bearbeitete. Das Unternehmen blieb auf halbem Wege stecken, das Alte Testament wurde nicht mehr in Angriff genommen. Es fand aber in dem späteren von Barth inspirierten »Handbuch der Bibelerklärung für Schule und Haus« eine gesegnete Fortsetzung.

Zusammen mit Calwer und Stuttgarter Freunden gründete Barth 1833 den »Calwer Verlagsverein«, der heute noch als Calwer Verlag in Stuttgart besteht. In diesem erschien als erstes Werk aus Barths Feder eine »Geschichte der christlichen Kirche«, die viele Auflagen erlebte. Pfarrer Johann Christoph Blumhardt steuerte ein »Handbuch der Missionsgeschichte und Missionsgeographie« bei. Er schrieb auch ein »Handbüchlein der Weltgeschichte«. Barth selber wagte sich an eine »Geschichte von Württemberg« und eine »Allgemeine Weltgeschichte«.

Andere Werke, die der Calwer Verlagsverein herausbrachte, waren u.a. eine »Biblische Naturgeschichte« von Schubert, eine »Kurze Seelenlehre, gegründet auf Schrift und Erfahrung, für Eltern, Erzieher und Lehrer zum häuslichen und zum Schulgebrauch« von Christian Heinrich Zeller und ein »Handbüchlein biblischer Altertümer, zum Verständnis der Heiligen Schrift« von Pfarrer Hochstetter aus Simmozheim. Dazu kamen speziell schulische Werke wie Lese- und Rechenbücher. Das Ganze: ein weit ausgreifendes Programm, in vielem von Barth selber gestaltet, in allem von ihm mit inspiriert.

Der Calwer Verlagsverein hatte einen Vorgänger, den 1829 gegründeten Traktatverein. Barth hatte kleine englische Kindertraktate mit Holzschnitten ins Deutsche übertragen. Dadurch kam er in einen ihm sehr willkommenen Kontakt mit der großen und überaus rührigen Religious Tract Society in London. Er erhielt von dort für den Start in Deutschland einige Male finanzielle Beihilfen. Viermal ist er insgesamt nach England gereist, um diese und andere Verbindungen auszubauen. Als später die Produktion des Calwer Verlagsvereins immer mehr zunahm, lag Barth an Verhandlungen mit England, um Übersetzungen der deutschen Bücher ins Englische zu erwirken. Dabei hat er viel Erfolg gehabt. Als erstes Buch wurde seine Kirchengeschichte übersetzt. Von

dem Siegeszug der »Biblischen Geschichten« haben wir schon gehört. Sie wurden an vielen Plätzen in der weiten Welt gedruckt, z.B. 1852 in Bombay und 1862 in Mangalore in Indien.

Barth hatte sich so weit in der englischen Sprache vervollkommenet, daß er — trotz seinem schwäbischen Tonfall — Ansprachen halten und sich an Diskussionen beteiligen konnte. Besonderen Beifall fand er einmal, als er gegen alle modischen und modernen Trends überzeugt betonte: »Wir müssen an dem Grundsatz festhalten: die Bibel, die ganze Bibel, nichts als die Bibel! Mit der Bibel hat die Reformation begonnen, durch die Bibel muß sie vollendet werden. Mit diesem unserm glorreichen Panier werden wir alle unsere Feinde überwinden.«

Ein anderes Mal gab er einen Bericht von der Traktatmission und der Bücherverbreitung in Deutschland und ging dabei auf die Frage ein, wie es denn mit den Früchten der vielen ausgestreuten Saatkörner stehe. Seine Antwort lautete: »Ich frage nicht nach diesen; denn ich bin fest überzeugt, daß der gute Same notwendig eine gute Ernte bringen muß. Der Säemann kann nicht zugleich auch der Schnitter sein. Ich habe keine Zeit, nach jedem ausgestreuten Saatkorn zu sehen, sondern bin dem Menschen gleich, der Samen aufs Land wirft und schläft und stehet auf Tag und Nacht, und der Samen gehet auf und wächst, daß er's nicht weiß. Wiewohl ich eine gute Zahl von Briefen aus vielen Gegenden erhalten habe, welche von dem Nutzen unserer Bücher Zeugnis geben, dachte ich doch nie daran, solche Zeugnisse zu sammeln; denn das wußte ich vorher, daß wir nicht vergeblich gearbeitet haben.«

Keine Schonung

Barth wurde in seiner verlegerischen Wirksamkeit von manchen Freunden unterstützt. Vor allen andern sind zu nennen der langjährige Geschäftsführer des Calwer Verlagsvereins Gottlieb Weitbrecht und Dr. Hermann Gundert, ein Basler Missionar in Indien, der aus Gesundheitsgründen nicht mehr ausreisen konnte und Barths Nachfolger in der Verlagsarbeit wurde.

Das Arbeitspensum für Barth blieb aber bei aller Unterstützung durch andere stets groß genug. Vielen war es ein Rätsel, wie er das alles schaffte. Er war, was seine Gesundheit und Körperkraft anging, alles andere als ein strahlender Held. Vom Jahre 1832 an, wo sein bester Freund Osiander starb, suchten ihn immer wieder

kleinere und größere Beschwerden heim. Seine eigene Feststellung lautete: »Seit Osianders Tod leide ich an einem akuten Schmerz auf der Brust.«

Eine Schwäche, die sich mit der Zeit steigerte, bestand darin, daß seine Hand oft so angegriffen war, daß er kaum mehr schreiben konnte. Und schreiben war doch sein Lebenselement! Schon Anfang 1840 hieß es im Brief an einen Freund: »Ich kann nur wenige Stunden des Tages arbeiten und das Nötigste besorgen. So bin ich ins neue Jahr eingetreten. Wie's weiter gehen wird, weiß ich nicht. Der Herr wird durchhelfen. Seine Güte ist besser denn Leben.« Etwas später: »Meine Hand ist so müd, daß ich kaum noch die Feder halten kann.«

Aus dem Jahre 1850 stammt die Bemerkung: »Am Schreibtisch habe ich Brustschmerzen, auf dem Spaziergang Kreuz- und Schienbeinschmerzen, auf dem Sofa Achselschmerzen, im Bett alles zusammen.« Mit Glaubensmut versuchte er, seine Lage zu ertragen. Es stand für ihn fest, daß Leiden zum Geschäft des Christen gehöre, man solle darum nicht so viel Wesens davon machen.

Barths Humor blitzte in Krankheitstagen immer noch auf. Als ihn der Arzt einmal auf einen neuen Schaden seines kranken Körpers aufmerksam machte, sagte er lächelnd: »Nun, wo sechse essen, da ist auch für den siebenten noch Platz.« Herzschwäche, Atemnot, Schwindelanfälle, Gedächtnisschwund waren mahnende Zeichen, daß es bergab ging: »Die Jünglingsfrische und die Manneskraft sind dahin. Alles Flicker an meinem kränklichen Leib hilft ihm nicht mehr zurecht; denn der Rock, der durch langes Tragen fadenscheinig geworden ist, läßt sich nicht mehr neu machen.«

Was einem solchen schwachen Leibe an Arbeitsleistung aber dennoch immer wieder abgerungen wurde, ist erstaunlich und fast einmalig. Barth blieb lange seiner Gewohnheit treu, um fünf Uhr morgens oder noch früher aufzustehen. Später als sechs Uhr wurde es nie. Dabei muß man wissen, daß er oft abends nicht gerade früh zu Bett ging. Wenn er z.B. Besuch hatte — und das war nicht selten der Fall —, dann bereitete er diesem mit seinem geselligen Wesen und seinem regen, sprudelnden Geist einen interessanten Abend. Auch den Tag hindurch vernachlässigte er seine Besucher nicht. Wenn — was öfter vorkam — dringende Arbeiten, etwa bei der Fertigstellung der Zeitschriften, nicht aufgeschoben werden konnten, blieb nichts anderes übrig, als die Nachtruhe zu verkürzen.

Bei seiner nie abbreißenden Arbeit am Schreibtisch praktizierte Barth einige Grundsätze, die eine wesentliche Hilfe bedeuteten. Er pflegte eine mustergültige Ordnung, alle Dinge hatten und behielten den ihnen zugewiesenen Platz. Er brauchte sich mit Suchen nach Verlegtem nicht aufzuhalten. Über seine Arbeitsweise schrieb er kurz und bündig: »Die Sache ist einfach: 1. tue ich eins nach dem andern, 2. arbeite ich schnell.«

Ständig erreichten ihn Briefe aus aller Welt, er stand ja mit einer großen Zahl Missionare und anderer Arbeiter im Reiche Gottes in lebhaftem Kontakt. Die Beantwortung ließ nicht lange auf sich warten: »In zwei Tagen sind viele Briefe gekommen aus Neuwied, Malta, Jerusalem, Mangalur, Nasik, Selam, Agra (vier Orte in Indien). Alle bereits beantwortet und dazu noch nach Kairo, Kalkutta, Krischnagar und Macao geschrieben. Nun will aber auch die Hand nicht mehr tun.«

Ein anderes Mal notierte er, wohin gerade seine Briefe gegangen waren: nach China, Kalkutta, Burdwan, Benares, Mangalur, Stammheim, Talatscheri, Möttlingen, Kannanur, Göppingen, Nagold. Welch herrliche Mischung von indischen und schwäbischen Namen — bis hin zu Stammheim, dem Nachbarort von Calw! Manche der Briefe waren Rundschreiben, die im Missionsland vervielfältigt wurden und den Brüdern zuzingen.

Die Missionare aus aller Welt, denen das Interesse und die Fürbitte Barths galten, schickten ihm nicht nur ihre Briefe, sie beglückten ihn manchmal auch auf andere, höchst originelle Weise. Sie schickten ihm Kisten mit allerlei Materialien, welche die Umwelt, in der sie lebten, anschaulich machten. Da kamen z.B. häßliche Götzenbilder und Fetische aus Afrika zum Vorschein oder eine Keule und ein Wurfspeer eines Südseeinsulaners, aber auch feinste Erzeugnisse der uralten chinesischen und indischen Kultur. Alles wurde der ständig wachsenden und von vielen Neugierigen aufgesuchten Missionssammlung in Barths Calwer Haus einverleibt. Dort sah man auch wundervolle Felle von Affen, Löwen, Leoparden, Seehunden und Walrossen. Einige Tiere waren ausgestopft. Diese ganze reichhaltige Sammlung wurde von Barth noch zu seinen Lebzeiten der Basler Mission als Geschenk vermacht.

Hören wir jetzt noch, wie Barth auf die liebevollen Vorstellungen seiner Freunde reagierte, die ihm mehr Schonung bei seiner Arbeit anrieten: »Solange noch zwei Fasern zusammenhalten, muß ich tun, was meine Kräfte erlauben, ohne auf die Zukunft zu rechnen. Mir ist in der Bibel nur eine einzige Stelle vom Schonen bekannt (Matth. 16,22f), und dort ist der Teufel dahinter gestan-

den.« Das Ausruhen wollte er drüben einmal nachholen: »Ausruhen kann man noch lange, und ich meine immer, es werde uns einmal vorkommen, als ob das bißchen Arbeit, das wir geleistet haben, zu einer so langen Ruhe in gar keinem Verhältnis stehe.«

So hat Pfarrer Dr. Christian Gottlob Barth (den Dokortitel verlieh ihm übrigens ehrenhalber die theologische Fakultät der Universität Greifswald im Jahre 1838) unverdrossen weiter gearbeitet — trotz all den Einwänden, die sein kränker und schwächer werdender Körper erhob. In einem Rundbrief an die Missionare in Indien stand zu lesen: »Meine Kraft ist gebrochen, und ich beue es nicht, daß ich durch zu sehr angestrengte Arbeit diesen Zustand herbeigeführt habe... Der Herr wolle weiterhelfen, daß ich noch eine Weile als Helfershelfer fortarbeiten kann, und mich ferner in Geduld tragen.« Über seine Leiden schrieb er: »Meine Wehleidigkeit, Ungeduld und Kreuzesflüchtigkeit zeigt mir deutlich, daß der Heiland alle Ursache hat, mich noch länger in der Leidenschule zu lassen, die ja bis jetzt immer noch so lind und erträglich gewesen ist.«

In dieser seiner Leidenschule traf ihn am 27. September 1862 ein erster Schlaganfall. Vorher hatte er noch einmal für eine seiner Zeitschriften, die »Jugendblätter«, gearbeitet. Auch hinterher versuchte er noch, einzelne Briefe zu diktieren. Bald aber hörte er damit auf. Er ließ sich auch eingehende Post nicht mehr vorlesen: das Alte wisse er schon, Neues wolle er nicht mehr hören, Sentimentalitäten könne er nicht brauchen. Wenn man ihm das himmlische Reich und die Krone, die auf ihn warte, schilderte, hieß seine trockene Antwort: »Nichts da, aus Gnaden selig werden ist genug!« Ein anderer, bescheidener und doch in Hoffnung gewisser Satz lautete: »Ich gehe arm hinüber, doch langt's!«

Am 12. November traf Barth ein zweiter Schlaganfall, und nach diesem ging still und ohne Kampf, während sein Mitarbeiter Gundert betete, »der Pilger aus der Ferne« in seine »Heimat« ein. Man begrub ihn auf seinen Wunsch in Möttlingen neben seinen beiden Amtsvorgängern Machtolf und Groß und seiner geliebten Mutter.

Zu den von Christian Gottlob Barth herausgegebenen Büchern gehört der 1828 erschienene Band »Süddeutsche Originalien«. Es waren bisher ungedruckt gebliebene Sammlungen mit Aussprüchen der »Schwabenväter« Johann Albrecht Bengel, Friedrich Christoph Oetinger und Johann Friedrich Flattich in seine Hände gelangt. Er freute sich, mit diesen prächtigen Männern näher bekannt zu werden, und er gab seinen Fund gern an andere weiter.

Zwei weitere Bände von den Schwabenvätern folgten. An diesen »Originalien« — wir reden heute von »Originalen« — hatte Barth seine helle Freude. Er hat noch selber solche erlebt. Dazu gehörte der von ihm verehrte Schulmeister Immanuel Kolb von Dagersheim, zu dessen Heimgang er ein Gedicht verfaßte. Man darf ohne Übertreibung sagen, daß er selber ein Original gewesen ist und unter die Schwabenväter gerechnet werden darf.

»Eins bleibt unbeweglich«

Was dieses schwäbische Original glaubte und hoffte, welchem Herrn und Dienst Barth sein Leben geweiht hatte, das sollen noch zwei Lieder aus seiner Feder zum Ausdruck bringen:

Wenn die Berge wanken
und der Gipfel fällt,
wenn aus ihren Schranken
bricht die alte Welt,
wenn sie sinnlos rennend
immer vorwärts stürmt,
einend bald, bald trennend
neues Babel türmt:

Eins bleibt unbeweglich,
eines hält uns aus,
sonst wär's unerträglich
in dem wilden Braus:
Jesus und sein Frieden
und sein teures Wort
bleiben uns hienieden
als ein fester Hort.

»Bis zum End der Tage
will ich bei euch sein!«
Wer ist, der verzage,
auch im Abendschein,
wenn uns als Gefährte
solch ein Starker naht
und uns auf die Fährte
hilft mit Rat und Tat?

Was er einst verheißen,
das gilt ewig neu.
Niemand kann uns reißen
aus dem Arm der Treu.
Ungesehn von allen
zieht er uns voran,
das hilft fröhlich wallen
auf der Glaubensbahn.

Draußen in der Ferne,
in der Heiden Land,
hält er auch die Sterne
in der starken Hand
und erhellt allmählich
ihre dunkle Nacht,
bis im Lichte selig
er viel Tausend macht.

So mit steten Schritten
und mit Festigkeit
schreitet Jesus mitten
durch die stürm'sche Zeit.
Heimlich baut er seinen
Tempel in der Welt,
bis von seinen Steinen
das Gerüste fällt.

Baue, großer Meister,
in der Stille fort,
mach uns immer dreister
auf dein ewig Wort!
Führ uns nun zum Streite
und einst aus dem Streit,
wann wir dir zur Seite
durchgekämpft die Zeit!

★ ★ ★

Du stärkest uns mit neuen Kräften,
wenn unser Mut darniederliegt,
du reichst zu deinen Reichsgeschäften
den Glauben dar, der immer siegt.
Wenn Not wie Berge vor uns stehet,

daß hin und her das Auge irrt,
dein Atem hat sie bald verwehet,
und das Verworrne steht entwirrt.

Rufst deine Knechte du von hinnen,
auf denen so viel Hoffnung ruht,
kaum siehst du unsre Tränen rinnen,
so tröstest du den bangen Mut.
Du weckest andre, dir zu dienen,
und stellest sie an ihren Ort;
du lässest auch die Gräber grünen
und schaffest Frucht aus deinem Wort.

Nimm uns aufs neu in deine Hände
und trag uns ferner in Geduld!
Was schwer und dunkel ist, das wende
in Licht und Segen deiner Huld.
Mach denen, die am Werke bauen,
erträglich ihre große Last,
und laß zum Trost sie täglich schauen,
daß du ein Herz zu ihnen hast.

Friedrich Traub

1873 — 1906

Korntal und Hauptwil

So heißen zwei Orte, einer in Württemberg, der andere in der Schweiz. Dort haben sich die entscheidenden äußeren und inneren Entwicklungen in den Jugendjahren des Missionars und Sängers Friedrich Traub vollzogen. Korntal in der Nähe von Stuttgart ist eine von den besonderen Segensstätten des schwäbischen Pietismus mit einer an Glaube und Liebe reichen Geschichte. Besondere Bedeutung hatten immer seine Anstalten, das 1819 gegründete Knabenpensionat, das Töchterinstitut (1821), das Rettungshaus für verwaiste Kinder (1823). Hauptwil ist durch die Wirksamkeit des Gottesmannes Otto Stockmayer bekannt geworden. Dort haben viele die Botschaft von der Siegesmacht Jesu Christi gehört und sich zum Leben der vollen Hingabe entschlossen. Traub war einer von ihnen.

In Korntal wurde Friedrich Traub am 19. Januar 1873 geboren. Er gehörte zu einer zwölköpfigen Kinderschar. Fünf Kinder starben früh; die am Leben blieben, sind alle das geworden, was des Vaters unermüdliche Fürbitte für sie von Gott erflehte: Nachfolger Jesu Christi. Der Handwerkermeister Jakob Traub und seine Ehefrau Gottlieb geb. Krauß waren lebendige Christen. Den Vater hörte man oft die Worte sagen: »Nur Jesus, nur Jesus!«

Auf der weithin bekannten Korntaler Lateinschule hat Friedrich Traub trefflichen Unterricht genossen. Neben Latein lernte er dort auch Französisch und Griechisch. Er war begabt und fleißig. Sein Wunsch, Theologie zu studieren, hatte ganz die Zustimmung der Eltern. Aber aus gesundheitlichen Gründen — oft quälten ihn starke Kopfschmerzen — mußte er schließlich doch auf die Theologie verzichten und begann eine Kaufmannslehre.

Ein frommes Elternhaus, wie Friedrich Traub es hatte, ist ein gesegnetes Erbe. Aber mit den Kindern aus gläubigen Familien ist das genau so wie mit allen andern Menschen: Wenn sie recht selig und fröhlich werden wollen, dann müssen sie sich bewußt zu Gott

bekehren. Frömmigkeit läßt sich nicht vererben, den lebendigen Heiland muß jeder in eigenem persönlichen Glauben erfassen, kennen und lieben lernen. Wenn einer diesen Schritt zu Jesus hin nicht getan hat, ist er im Grunde ein unglücklicher und armer Mensch. Daß Friedrich Traub oft so aufgereggt und jähzornig war, das ging zum Teil auf das Konto der Kopf- und Nervenschmerzen, die ihn quälten. Das hing aber auch damit zusammen, daß sein Verhältnis zu Gott nicht klar war. Es gab einen inneren Mangel in seinem Leben, und der äußerte sich auf diese wenig sympathische Weise.

In seiner Kaufmannslehre in Gschwend bei Gaildorf gab sich der junge Traub redliche Mühe. In den Abendstunden saß er noch über seinen englischen Büchern und versuchte auch, die Sprachkenntnisse von der Lateinschule her aufzufrischen. Eine mütterliche Freundin gewann er in Frau Pfarrer Bihlmaier, die sich seiner in seinen Krankheitszeiten liebevoll annahm und seine Seele zu rechtem Gottvertrauen und zur Christusliebe anzuregen suchte. Doch in seine innersten Nöte ließ Friedrich sie nicht hineinschauen; darum konnte sie ihm auch nicht entscheidend helfen. Es muß ihm in der Zeit in Gschwend manchmal jämmerlich genug zumute gewesen sein. Er schreibt selber darüber: »Die Fenster des Himmels waren mir noch ziemlich verschlossen, und kein Herz stand mir nahe, dem ich meine Not hätte klagen können, so daß ich in düstere Melancholie verfiel. Das Leben wurde mir oft unerträglich. Aber der Herr, mein Erbarmer, der mich in der Jugend zweimal vom Ertrinken gerettet hat, ließ mich auch hier nicht sinken, sondern wußte mich durch Nacht zum Licht, durch Kampf zum Sieg zu führen.«

Das Licht leuchtete auf, der Sieg rückte nahe, als Friedrich Traub zu einem Besuch nach Hauptwil kam und dort die geistesmächtige Verkündigung von Pfarrer Otto Stockmayer erlebte. Er hörte den Ruf zur völligen Hingabe an den Herrn Jesus. Ihm wurde mit den vielen andern, die zu Stockmayers Füßen saßen, Mut gemacht, die Heiligung aus dem Glauben zu leben, im Glauben die Stellung des mit Christus Gekreuzigt- und Auferstandenseins einzunehmen.

Wie oft hatte sich Traub über seine Launenhaftigkeit und seinen Jähzorn geärgert! Wie hatte er sich abgemüht, davon loszukommen! Nun hörte er, daß wir nicht erst den Sieg über die Sünde durch unser Kämpfen zu erringen brauchen; das Lamm Gottes hat

auf Golgatha und zu Ostern herrlich gesiegt. Sein Sieg ist auch der Sieg derer, die an ihn glauben. Nicht zum Siege hin, vom Siege her kämpfen wir. So darf verkrampftes gesetzliches Ringen weichen, so darf des Heilands Siegeskraft uns erfüllen.

Die »Heiligung durch den Glauben« lehren, wie Stockmayer es so geistesmächtig tat, darf nun aber nicht die Irrlehre einer irdischen Vollkommenheit fördern. Der Zwiespalt zwischen Geist und Fleisch wird völlig und endgültig erst aufgehoben, wenn wir des Glaubens Ziel erreicht haben, den König sehen in seiner Schöne und über solchem Sehen völlig in sein Bild umgestaltet werden. Aber es ist gut biblisch, wenn gegenüber allen zu raschen und billigen Beruhigungen und Vertröstungen, daß wir Menschen schwache Sünder sind und bleiben, kräftig darauf hingewiesen wird, daß es wirklichen Sieg über Gebundenheit für solche gibt, die im Glauben damit rechnen, daß Christus für unsere Sünden dahingegen und um unserer Gerechtigkeit willen auferweckt ist. Auch Traub errang einen fröhlichen Sieg über die böse Unart seines Jähzorns. Allerdings geschah das nicht von heute auf morgen.

Es ging Traub so, wie es immer wieder den Jüngern Jesu geht, wenn sie aus Tagen großer geistlicher Segnungen in den Alltag mit all seinem Kleinkram zurückkehren. Dann wird oft der Kampf besonders hart, dann versucht der Teufel, sie durch die Tücke der Menschen und Verhältnisse wieder zu Fall zu bringen. Friedrich Traub wurde unter solchen Versuchungen und Anfechtungen, die auch für ihn nicht ausblieben, so gereizt gegen seine Kollegen — er war inzwischen in Stuttgart in ein Geschäft eingetreten —, daß ihm das selber unerträglich wurde und er seinen gläubigen Chef um Entlassung bat. Doch dieser ging darauf nicht ein, sondern schickte ihn nach Männedorf am Zürichsee zum alten Samuel Zeller.

Eine Andacht Zellers über die fliehende Hagar, der der Engel Gottes sagt: »Wo kommst du her, und wo willst du hin? Kehre wieder um zu deiner Frau und demütige dich unter ihre Hand!« (1. Mose 16,9) schlug bei Traub mächtig ein. Wollte er nicht auch fliehen? Nein, umkehren mußte er und sich demütigen! Das tat er, indem er an seine Kollegen schrieb und sie wegen seines garstigen Wesens um Verzeihung bat. Diesem Brief folgte er selber. Er hatte erkannt, daß sein Hochmut ihm das Leben so schwer gemacht hatte.

Der Mann, der sich demütigte, erlebte einen wunderbaren Sieg.

Zwar wollte die alte Jähzornnatur immer wieder durchbrechen. Aber Traub wurde von einem erfahrenen Christen daran gemahnt, daß wir uns der Sünde gegenüber nach Röm. 6,11 verhalten dürfen: »Also auch ihr, haltet euch dafür, daß ihr der Sünde gestorben seid und lebet Gott in Christo Jesu, unserm Herrn!« Da ging ihm ein neues Licht über das Geheimnis des Kreuzes auf. Er begriff, daß der Glaubende mit seinem eigensinnigen, empfindlichen alten Ich in den Tod Jesu am Kreuz hineingezogen ist. Nun gilt es, diese göttliche, sieghafte Wahrheit im Glauben sich anzueignen und auszuleben. Im Blick auf den Jähzorn ließ die Gnade es Friedrich Traub völlig gelingen. Aus solcher Erfahrung stammt der folgende Vers:

Kommt Sünde her; sie trifft mich nicht zu Hause.
Naht Sorge mir; ich bin nicht da für sie...
Ich bin entworden, Herr, durch deine Gnade,
dein Geist hat mich von meinem Ich erlöst.

Korntal und Hauptwil — nun verstehen wir, daß diese beiden Orte in Traubs Jugendentwicklung so bedeutsam sind. Als der dritte im Bunde gesellt sich Männedorf dazu.

»Dein Dienst ist aller meiner Wünsche Ziel!«

Daß der Dienst für den Herrn etwas Schönes ist und daß es sich lohnt, ein ganzes Leben und eine ganze Kraft daran zu wagen — das ist Friedrich Traub früh klar geworden. Nach seiner Bekehrung und Wiedergeburt kam für ihn nichts anderes mehr in Frage, als ganz dem Heiland zur Verfügung zu stehen. Das war ein klarer, unabweislicher Ruf Gottes für ihn. Im Gedicht drückte er es so aus:

Nur einen Wunsch noch heget meine Seele,
er schlummerte seit Kindesjahren still:
daß mich dein Geist zum Werkzeug auserwähle.
Dein Dienst ist aller meiner Wünsche Ziel.

Wer weckte doch in mir dies heiße Sehnen?
Wer gab mir Mut, zu folgen dem Panier?
Du bist es, Vater; drum will ich mich lehnen
still nur auf dich. Rufst du, ich folge dir!

Seine Ausbildung zum Dienst erfuhr Traub in der Missionsanstalt St. Chrischona bei Basel in der Schweiz. Dort trat er am 2. September 1893 als Schüler ein. Es war ein großes Lernpensum zu bewältigen, was Traub bei seinen vielen Nerven- und Kopfschmerzen nicht immer leicht fiel. Erquickung brachten die Ferienaufenthalte in Korntal und die Besuche in Hauptwil und Männedorf. Den Stätten, wo er so viel Segen empfangen hatte, hielt Traub die Treue. Er brauchte die Stille des Umgangs mit Gott und seinem Wort: »Es ist mir ein tiefes Anliegen, innerlich zu wachsen und möglichst fest und reif zu sein, und das geht in der Stille am besten.«

Eine sechswöchige Militärzeit nahm den schwachen Traub körperlich sehr mit. Der Herr, sein Arzt, half ihm aber durch. Weihnachten 1896 wurde er nach Neuchâtel in der französischsprachigen Schweiz gesandt. Er sollte Gehilfe des dortigen Stadtmissionars Hey sein. Es gab viel Arbeit; dabei waren die äußere Lage und die materielle Versorgung alles andere als rosig. Doch der rührend bescheidene und anspruchslose Traub erklärte: »Durch Gottes Gnade geht es mir gut. Ich habe alle drei Faktoren, welche dazu gehören: Brot, Arbeit und Kreuz.«

Nun, was den Faktor »Brot« anbetraf, so ging es damit manchmal doch recht ärmlich zu. Es kam vor, daß Traub auf sein kärgliches Frühstück verzichtete und das so ersparte Geld armen Leuten gab. Drei Monate lebte er nur von Wasser und Brot. Und das Brot — das war am Ende nur noch ein Haufen Weizen- und Haferkörner. Sie waren tagelang Traubs einzige Nahrung. Als es mit den Körnern auch zu Ende ging, ging er in den Wald, stillte seinen Hunger mit Beeren und hatte betenden Umgang mit dem Herrn. Als er bei der Rückkehr auf der Straße ein Stück trockenes Brot fand, hob er es fröhlich auf und war für solch kleines Zeichen der Fürsorge seines Gottes aus tiefstem Herzen dankbar. Danken und vertrauen, mehr danken und kindlicher vertrauen — das lehrten ihn die mancherlei kleinen Freundlichkeiten und Durchhilfen Gottes, die ihm zuteil wurden. Für diesen Herrn und seinen Dienst war er aber auch zu jedem Opfer bereit.

Friedrich Traub tat in Neuchâtel seine Arbeit in Treue. Er war aber nicht davon überzeugt, daß er dort lange bleiben würde. Überhaupt nicht in der Schweiz, überhaupt nicht in Deutschland, überhaupt nicht in Europa sah er den Platz, wo er seinem Herrn dienen sollte. Er wollte Heidenmissionar werden. China hatte es ihm angetan. Sehrend fragte er:

Sind denn Chinas Millionen
nicht mit teurem Blut erkauf't?
Werden nicht auch diese Zonen
bald mit deinem Geist getauft?

Aber was wollte dieser schwächliche Mann in China? Nein, seine schwankende Gesundheit konnte kein Hindernis sein. Wie war es denn gekommen, daß Traubs Herz diese innige Liebe zu den Chinesen gefaßt hatte? Hatte sie ihm der Herr nicht selber eingesenkt? So sehr ihn China lockte, er bestürmte aber nicht ständig die Leitung der Pilgermission St. Chrischona, ihn nach draußen zu senden. Demütig erklärte er sich zum Gehorsam bereit, dahin zu gehen, wohin man ihn schickte:

O, könnt ich's weitertragen,
weit über Meere hin,
wo starre Berge ragen,
soweit die Wolken ziehn!

Ach, Jesus, meine Bitte:
Send mich hinaus, send mich!
Doch laß mein Herz voll Friede,
ich dien' auch hier für dich!

Die Leitung der Pilgermission faßte den einmütigen Entschluß: Traub geht nach China. Inspektor Carl Heinrich Rappard, der gesegnete Zeuge Jesu Christi, kam am 25. Januar 1898 selber nach Neuchâtel, um die frohe Kunde zu überbringen. Der Gemeinschaftskreis in Neuchâtel ließ Traub ungern ziehen, er hatte die Herzen der Leute gewonnen. Rappard sagte den menschlichen Einwendungen gegenüber so schön: »Wenn ihr ihn nicht liebge-
wonnen hättet, hätten wir ihn nicht für die China-Inland-Mission angenommen.«

Im Oktober 1898 reiste Traub nach London. Im Verband der China-Inland-Mission sollte sich sein Missionsdienst vollziehen. Zunächst sollte er sich im Missionsheim in der britischen Hauptstadt auf seine Tätigkeit vorbereiten und fleißig Englisch lernen. Er ergriff aber auch alle Gelegenheiten zur praktischen Reichgottesarbeit, die sich ihm boten. Sehr gern ging er ins deutsche christliche Kellnerheim.

Folgendes schöne Erlebnis hat Traub in London gehabt: In einer Kirche, an deren Gottesdienst er teilgenommen hatte, wurde

abgekündigt: »Am nächsten Sonntag predigt hier Mr. Traub von der China-Inland-Mission.« Traub ist bestürzt, aber man beruhigt ihn: »Wagen Sie es nur, der Herr wird Ihnen das rechte Wort schenken — trotz Ihrem noch nicht ganz einwandfreien Englisch!« Traub findet in der ganzen Woche keine rechte Zeit, sich auf den Dienst vorzubereiten. Als er dann recht verzagt an dem betreffenden Sonntag sich auf den Weg zur Kirche macht, da verirrt er sich zu allem Überfluß auch noch. Die Zeit des Beginns des Gottesdienstes ist schon sehr nahe herangekommen. Wie erleichtert ist Traub, als er auf einmal Mister Steven — den Leiter des Kandidatenheims der China-Inland-Mission — mit seiner Familie und der ganzen Schar der Kandidaten anrücken sieht! Sie sind auf dem Weg zur Kirche. Es wird Zeit, die Leute singen schon. Traub steigt im Vertrauen auf Gott auf die Kanzel. Es wird ihm ein so kraftvolles Zeugnis geschenkt, und die Sprachschwierigkeiten spielen überhaupt keine hemmende Rolle, daß seine Freunde aus dem Kandidatenheim hinterher überglücklich sind und ihn vor Freude umarmen.

Natürlich geht es nicht immer so zu, daß unsere Verlegenheiten so geordnet werden, wie Gott es in diesem Fall für Traub tat. Aber Gott kann! Und die ihm vertrauen, erleben in der Tat Wunderbares.

Nach einem halben Jahr Aufenthalt in England reiste Friedrich Traub nach Deutschland zurück. Jetzt würde es sicher bald nach China gehen. Doch was tat die Leitung von St. Chrischona? Sie schickte den jungen Missionar, den es so sehr zu den Chinesen zog, zunächst noch in die äußerste östliche Ecke Deutschlands. Dort sollte der Mann aus dem Schwabenland unter den Ost- und Westpreußen eine Zeitlang Versammlungen halten und von da über London nach China reisen. In diese Verzögerung seiner Ausreise schickte sich Traub bereitwillig. Erst fiel ihm der Umgang mit dem Menschenschlag des Ostens nicht ganz leicht; aber schon bald entstand eine beiderseitige herzliche Zuneigung. In diesen Monaten lernte Traub Vandsburg kennen und lieben, das ein Mittelpunkt der Erweckung im Osten war. Es war jene Erweckungsbewegung, die 1895 auch den jungen Pfarrer von Vandsburg Theophil Krawielitzki erfaßt hatte, den später so bekannt gewordenen Leiter des Deutschen Gemeinschafts-Diakonieverbandes.

Traub erlebte etwas von der Frucht, die der Geist und das Wort Gottes schaffen, wenn der Himmel sich auftut zu besonderen Segnungen. Er sah aber auch, wie der Widerstand der gottlosen und frommen Welt sich gegen das neue geistliche Regen wandte. Las-

sen wir ihn berichten: »Seit Montag bin ich hier in der Nähe von Danzig und habe täglich Versammlungen, Hausbesuche usw. Das ist Säearbeit mitten in der Erntezeit. Doch bleibt auch die Frucht nicht aus zum Preise des Herrn. Es geht hier sehr schwer in Westpreußen. Besonders in solchen Städten wie Stargard und Konitz ist schreckliche Gleichgültigkeit und irdischer Sinn zu finden, und nur wenige wollen etwas vom Evangelium wissen. Die Pastoren sind besonders dagegen und tun alles, um das erwachte Leben gleich wieder totzuschlagen. Wieviel Schwierigkeiten wir überall durchzumachen haben, davon kann man sich keinen Begriff machen. Man könnte hundertmal verzagen, wenn man es immer mit so steinkalten Herzen zu tun hat, die Jesus und die Seinen aus tiefster Seele hassen. Aber Jesus ist auf dem Plan.

Heute war ich in Dirschau. Da muß immer die Polizei in der Versammlung sein, sonst ist man nicht sicher. Auch war wieder Spektakel vor dem Wirtshaussaal, in dem wir sind.«

Aus jenen wenigen Monaten, die Traub im Osten verbrachte, rührte seine innige Verbindung mit den »Vandsburgern« her, die gehalten hat bis zu seinem frühen Tod und darüber hinaus. Die Vandsburger Kreise sahen in Traub auch ihren Missionar, für den sie nicht nur beten, für dessen Lebensunterhalt sie auch sorgen wollten. Viele Briefe hat Traub aus China an seine Vandsburger Freunde geschrieben, und sein am bekanntesten gewordenes Lied »Jesus lebet, Jesus siegt!« hat er ihnen gewidmet. Chrischona, China-Inland-Mission, Vandsburg — das in Liebe weite Herz Traubs hat an ihnen allen gehangen.

Endlich nach China!

Am 27. August 1899 nahm Traub von Vandsburg Abschied. An die Freunde in der Heimat hatte er die Bitte: »Betet für mich, daß Christus hoch gepriesen werde an meinem Leibe, es sei durch Leben oder durch Tod!« Was den jungen Missionar beim Aufbruch nach China innerlich bewegte, hat er ergreifend in den folgenden Versen ausgesprochen:

Lebt wohl! Lebt wohl! Ich gehe, um zu streiten
für den, der für mich stritt.
Ich fürchte nichts: Mein Herz ist voller Freuden,
der König geht ja mit, lebt wohl!

Lebt wohl! Lebt wohl! Ich gehe, um zu dulden
für den, der für mich litt.
Preis sei dem Lamm, das zahlte meine Schulden!
Ihm weihe alles ich, lebt wohl!

Lebt wohl! Lebt wohl! Ich gehe, um zu sterben
für den, der für mich starb.
Ich bin erlöst und werde nicht verderben,
weil er mir Heil erwarb. Lebt wohl!

Lebt wohl! Lebt wohl! Lebt wohl, auf Wiedersehen
vor Gottes Angesicht,
nach heißem Kampf und überstandnen Wehen
als Sieger dort im Licht! Lebt wohl!

Friedrich Traub lebte nicht in schwärmerischen Illusionen, als er nach China ging. Er wußte, wie schwer der Weg sein würde, daß er vielleicht das Letzte auf ihm hergeben müsse. Er war bereit! Er wollte alles dem geben, der sein Herr und Heiland war. Drüben über dem Meere hat er sein Schwabenland immer im Herzen behalten. Er liebte seine irdische Heimat. Aber er war einer von denen, die bereit sind, Vaterland, Freundschaft und Vaterhaus zu verlassen, wenn der König ruft. Er hat ein Gedicht verfaßt, aus dem das heimliche Weh nach der Heimat spricht, mehr aber noch die große Bereitschaft, auf alle Fälle an dem Platz auszuhalten, wo er als Sendbote Jesu stand:

Du liebe Lerche grüßest wieder
mit süßem Sang mich schon so früh?
Hab Dank! Für deine schönen Lieder
hab innig Dank! Ich liebe sie.

Gar fern von hier, weit überm Meere
ist mein geliebter Heimatort,
und fast ist's mir, als ob ich höre
das Trillern deiner Schwestern dort.

Und bei dem Schalle deiner Weisen
wird mir ums Herz bald wohl, bald weh.
Es zieht mich ganz, nach Haus zu reisen,
damit ich meine Lieben seh'.

Doch geht es nicht, ich bin gebunden
an dieses Land voll Schmerz und Leid,

voll Blutvergießen, voller Wunden,
voll Götzendienst, voll Haß und Neid.

O laß mich mit dir aufwärts schwingen
zu reinen, lichten Höhn empor!

Friedrich Traub rechnete mit dem lebendigen Heiland und vertraute ihm. Darum konnte er in das riesige China mit seinen wenigen Christen und seinen endlosen Scharen von Heiden in der Gewißheit gehen:

Ja, wir glauben und wir wissen,
daß es Gottes Sache glückt.
China wird's noch sehen müssen:
Jesus Christus lebt und siegt!

Noch einige Verse Traubs, die seine starke Gewißheit zeigen, daß Gottes Wort und Sache unter den Heiden laufen und den Sieg behalten wird, seien angeführt:

Sie kommen doch, trotz Satans Grimm und Wüten!
Die Sonn' geht auf, der Heiden Tag bricht an.
Sie kommen doch! Im Norden und im Süden,
in Ost und West bricht sich die Wahrheit Bahn.

Sie kommen doch, obwohl mit tausend Stricken
der Feind die Heiden stets zu halten sucht.
Sie kommen doch! Es wird ihm nimmer glücken,
das Wort vom Kreuz bringt hundertfältig Frucht.

Sie kommen doch! Auch Chinas Völker kommen,
nach langem Kampf und hartem Widerstand.
Sie kommen doch! Die Hofburg wird genommen,
der Herr geht segnend durch das ganze Land.

Sie kommen doch! Dafür sei dir die Ehre,
o Jesus Christ, du tust das Werk allein!
Vollführ es bald und herrsch von Meer zu Meere;
denn Reich und Kraft und Herrlichkeit sind dein!

In dem großen China, dessen Boden Traub am 22. Oktober 1899 betrat und dessen Tracht er nach der Gepflogenheit der China-Inland-Mission anzog, brauchte er wahrlich viel von solchem Vertrauen, das aus den obigen Versen spricht. Es begann eine schwere

und aufreibende Pionierarbeit für ihn, die den Leib oft zermürben und die Seele oft mutlos machen wollte. Die erste Station hieß Nanking. Dort befand sich die Sprachschule der China-Inland-Mission. Sich in die so schwere chinesische Sprache vertiefen, das nahm jetzt Traubs ganze Zeit und Kraft in Anspruch. Zum Teil mußte er seine Studien in eiskalter Winterzeit in ungeheizter Stube treiben. An den Händen bildeten sich Frostbeulen. Es ging aber tapfer vorwärts. Am 24. Januar 1900 konnte Friedrich Traub schon seine erste kurze chinesische Ansprache halten.

Einmal ergab sich übrigens in Nanking für ihn eine bedrohliche Lage. Er machte mit einem anderen Missionar einen Spaziergang, als die beiden in einen Volksauflauf anläßlich einer Hinrichtung hineingerieten. Die Wut der Menge kehrte sich den beiden »fremden Teufeln« zu. Zum Glück prasselte ein starker Platzregen los und zerstreute die Leute.

Nach Beendigung seines Sprachstudiums konnte Traub in der eigentlichen Missionsarbeit eingesetzt werden. Man schickte ihn mit einem chinesischen Missionshelfer in die kleine Stadt Changshu in der Provinz Kiangsi. Dort war gefährlicher Boden; erst vor zwei Jahren war die Missionsstation dem Erdboden gleichgemacht worden. Das weitere Vordringen von dort in das Innere des Landes zu missionarischem Pionierdienst barg jedoch noch viel mehr Gefahren in sich.

Riesengroß wurde die Bedrohung für Leib und Leben der Missionare, als der unheimliche Sturm des Boxeraufstandes über China losbrach. Es war das jene entfesselte Volksbewegung, in der sich der Haß der Chinesen gegen alle Fremden austobte und in der gerade auch die Missionsarbeit furchtbare Einbußen an Menschen und Besitz erlitt. Auch in Changshu raste der Pöbel. Zum Glück war der Mandarin des Ortes (hoher chinesischer Beamter) ein gemäßigter Mann. Er suchte die Fremden gegen die Wut der Menge zu schützen. Unseren beiden Missionaren gelang die Flucht ins 30 km entfernte Linkiang. Von da versuchten sie, sich zur Küste durchzuschlagen.

Überall im Reich war inzwischen der Aufruhr in vollem Gange. Es wurde gemordet, geplündert, verwüstet, verbrannt. 93 Missionare fanden nachweislich den Tod. Die Wut der entfesselten Meute richtete sich auch gegen die eigenen Landsleute, die Christen geworden waren. Sie waren ja im Bunde mit den »fremden Teufeln«, sie dienten ja einem fremden Gott. Trotz Drohungen und Mißhandlungen haben viele von diesen ihren Christenglauben nicht verleugnet und sind zu Märtyrern geworden.

Traubs Fluchtweg führte weiter nach Kiukiang. Dorthin strömten viele Flüchtlinge von den Missionsstationen. Die Stadt war einigermaßen sicher, weil ein englisches Kriegsschiff auf dem Yangtse-Fluß bereit lag, um bei aufflackernden Unruhen sofort einzugreifen. Es war viel Elend, das sich in Kiukiang zusammendrängte. Und doch konnte Traub in die Heimat schreiben: »Der Herr ist bei uns alle Tage. Ihr braucht gar keine Sorge um uns zu haben. Wir sind sicher in Jesu Armen Tag und Nacht. Es wäre traurig, wenn wir Angst hätten an eines so treuen Freundes Hand. Ihm will ich vertrauen ohne Sorgen.«

Als die Flammen des Aufruhrs langsam erloschen, wäre Traub am liebsten gleich zu neuem Wirken ins Innere Chinas aufgebrochen. Aber so schnell wurde die Erlaubnis zur Wiederaufnahme der Missionsarbeit nicht erteilt. Die Unruhe schwelte ja immer noch hier und da weiter. Da suchte sich Traub inzwischen andere Arbeit. Er führte unter den englischen Zollbeamten und Matrosen Evangelisationsversammlungen durch, die eine herrliche Frucht zeitigten. Eine ganze Reihe von Offizieren, Unteroffizieren und Mannschaften kamen zum Glauben. Geht Gott nicht oft wunder-same Wege, um Menschen zu segnen und zum Heil zu führen? Zur Niederschlagung des Boxeraufstandes kamen englische Seeleute übers Meer nach China. Ein deutscher Missionar, dem der Weg ins Innere Chinas, wohin ihn sein ganzes Herz zog, noch verwehrt war, predigte ihnen und gewann sie für den Heiland.

Die Türen gehen wieder auf

Weihnachten 1900 konnte Traub mit deutschen Brüdern und Schwestern in Schanghai verbringen. Das war eine Freude! Er hatte Gelegenheit, 300 deutschen Matrosen das Evangelium zu sagen. Dann kam der Neubeginn der Missionsarbeit. Traub wurde nach Linkiang geschickt. Dort sollte er die Missionsstation versorgen und dazu Reisedienst tun. Eine Fülle von Arbeit! Zwar gab man ihm einen Gehilfen mit; dieser mußte aber wegen des Mangels an Missionsarbeitern an vielen Orten aushelfen und ging schon nach 1 1/2 Jahren ganz weg.

In Linkiang hatte Traub während seiner Flucht eine kurze Bleibe gefunden. Verlassen, kalt und schmutzig sah das Missionshaus aus, als er es jetzt als Wohnung bezog. Ein Wandspruch war hängengeblieben: »All for Jesus!« (Alles für Jesus!) Daran stärkte und erfreute sich der Missionar. Was gingen ihn die ärmlichen

und kümmerlichen Verhältnisse an, in denen er hausen und arbeiten mußte? Die unzureichenden Ernährungsverhältnisse, das ungesunde Klima, die gefährlichen Wege und Reisen, nicht zu vergessen das überall auftretende quälende Ungeziefer — was war das alles, an dem gemessen, was der Heiland an Armut und Niedrigkeit auf sich genommen hatte? Wenn Traub an den Herrn Jesus dachte, dann konnte er sagen:

Wenn ich es alles überdenke
und seh', was du für mich getan,
ist's möglich, daß mich da noch kränke
das Rauhe auf der schmalen Bahn?

O nein! Ich will sie gerne gehen
und dankbar nehmen, was du gibst,
will freudig hier im Kampfe stehen
und lieben, was du selber liebst.

Überall auf den Reisen begegnete Traub und seinem Begleiter viel Haß gegen die »fremden Teufel«. Sie wurden aber auch mancherorts von einer neugierigen Menge umdrängt, die ihre Botschaft hören wollte. Was auf solchen Missionsreisen für haarsträubende Dinge erlebt werden konnten, wie die Männer, die solchen Dienst wagten, wirklich auf alle europäischen Vorstellungen von Sauberkeit und Bequemlichkeit verzichten mußten, das soll uns Traubs eigener Bericht sagen:

»Als die Nacht hereinbrach, kehrten wir in eine Herberge ein. Wie müde waren wir doch! Wir fanden bald, daß wir mit Schweinen, Hunden, Kühen und Hühnern sowie mit einer Anzahl Kulis den Raum teilen mußten. Ehe die Wirtsleute zu Bett gingen, machten sie einen furchtbaren Rauch, um die Moskitos zu vertreiben. Aber diese ließen Rauch Rauch sein und trieben dennoch ungestört ihr böses Handwerk.

Gerade als ich mich auf mein Bett legen wollte, das auf zwei Böcken ruhte, kam noch ein verspäteter Gast mit einer Herde Schweine. Auch sie sollten noch unsere Schlafgenossen sein. Einige dieser Rüsseltiere nahmen unter meinem Bett Platz und halfen später mit, mich zu unterhalten. Bald ging ein kurioses Konzert los. Der Sturm heulte, der Donner rollte, Kinder weinten, Frauen schimpften, Hunde bellten, Schweine grunzten. Dazu führten die Moskitos ihren verderblichen Krieg gegen uns hilflose Menschenlein, und anderes Ungeziefer schien mit ihnen verbündet zu sein.

Ach, da liegt man dann, nicht imstande, die Augen zu öffnen vor Müdigkeit, und doch auch unfähig, einen Augenblick zu schlafen. In solchen Augenblicken fing ich an, Reime zu schmieden, um mich über mein Elend hinwegzusetzen.«

In dieser Nacht ist das »Ungezieferlied« entstanden, das im Auszug wiedergegeben sei:

Willkommen, unwillkommene Freunde,
Millionen Chinas, weltberühmt! —
Zu lieben seine ärgsten Feinde,
sich einem Christen ja geziemt.

Ihr Schnaken, Wanzen, Flöhe, Läuse,
stecht, zwickt und krabbelt immerzu!
Ihr Ratten und ihr schmutz'gen Mäuse,
auch ihr bringt mich nicht aus der Ruh!

Wohl raubt ihr mir die nächt'gen Stunden,
den Schlaf, den ich so lang ersehnt.
Doch hab' ich schon herausgefunden,
was diese Wildnis mir verschönt:

Ich will von meinem Heiland singen,
der so viel Schweres litt für mich,
von Herzen will ich Dank ihm bringen
und ihn lobpreisen inniglich.

Wie gerne will ich für dich leiden
Entbehrung, Schmerzen, Hohn und Spott,
um diese armen, blinden Heiden
zu führen zu dem wahren Gott!

Gewähre meines Herzens Bitte
und grüße mich an diesem Ort!
Ach, segne diese arme Hütte,
auch jene Opiumraucher dort!

Die mehr noch als die vielen Flöhe
erfüllen mich mit tiefem Schmerz.
O, sende Licht aus heil'ger Höhe
und segne China allerwärts!



Friedrich Traub

(1873 — 1906)

Wechselvolles Missionserleben

Unermüdllich ist Friedrich Traub unterwegs gewesen. Einmal hat er eine 400 Kilometer lange Predigtreise gemacht. Was das bei den chinesischen Verhältnissen an Strapazen und Gefahren mit sich brachte, das konnte nur ein Mann auf sich nehmen, für den der Dienst für den Meister Lebenselement war. Immer wieder erfuhr er Bewahrungen und Durchhilfen, die ihm das Vertrauen und die Gewißheit stärkten, daß Jesus ein lebendiger Heiland ist. Wir wollen ihn ein Erlebnis berichten lassen:

»Ich schleppte mich mit meinem kranken Fuß weiter, so gut es ging. Nach Sonnenuntergang kehrten wir in eine Herberge ein, um die Nacht dort zuzubringen. Da ich vor Schmerzen im Fuß wenig schlafen konnte, hatte ich Zeit zum Beten, sagte meinem Vater, wie schlimm der Fuß seines Kindes sei, und bat den barmherzigen Hohenpriester um Auflegung seiner durchgrabenen Jesushand. Und der Herr neigte sein Ohr zu mir und hörte die Stimme seines schwachen Knechtes. Der Schmerz verließ mich auf Nimmerwiedersehen. Fürwahr, Er trug unsere Krankheit und lud auf sich unsere Schmerzen.«

Selbst Gift durfte Traub nicht schaden. Er hatte einmal vergiftete Speisen gegessen. Es stellten sich furchtbare Schmerzen ein; aber Gott erhielt sein Leben. Auch Feuersgefahr wurde gebannt.

In einer Nacht erwachte Traub plötzlich, und eine innere Stimme sagte ihm, er solle nach dem Badeofen sehen. Er hatte am Abend ein heißes Dampfbad genommen. Er schaute durch das Fenster in die Richtung der Badestube; alles schien aber in Ordnung zu sein. Er schlief wieder ein; doch bald meldete sich die innere Unruhe wieder. Jetzt kleidete er sich an und betrat die Badestube. Sie war voller Rauch. Der Fußboden brannte schon mit heller Flamme. Wenn der Haufen Stroh, der nur wenige Schritte entfernt lag, vom Feuer erfaßt worden wäre, wäre das ganze Haus ein Raub der Flammen geworden. So konnte das Feuer gelöscht werden.

Ständig mußte Traub vor Einbrechern auf der Hut sein. Als er in einer Nacht aufgestanden war, um im Hause nach dem Rechten zu sehen, da ärgerte ihn ein Stock, der auf der Küchenschwelle lag. Er wollte ihn mit dem Fuß zur Seite schleudern. Doch es war kein Stock, es war eine Giftschlange. Zischend fuhr sie in die Höhe, um Traub zu beißen. Er konnte noch gerade seinen Fuß wegziehen.

Wer solche Dinge erlebt — und das Erzählte ist nur ein Aus-

schnitt aus all den wunderbaren Bewahrungen, die Gott seinen Knecht Friedrich Traub erfahren ließ —, der wird froh über den machtvollen Heiland, den er hat und dem er vertrauen darf.

Auch das war Freude, daß der Jungeselle Traub, der viel allein war auf seinem abgelegenen Missionsposten, je und dann von deutschen Brüdern besucht wurde. Solche Stunden und Tage brachten liebliche Erquickung.

Aber das Leid fehlte auch nicht. Körperliche Schwachheit warf Traub oft nieder. Vier Wochen lag er einmal in Linkiang am Fieber krank. Er war unfähig, etwas zu tun. Er konnte nicht einmal einen Brief in die Heimat schreiben. Ob wohl eine Luftveränderung eine Wendung zum Besseren bringen würde? Mit seinem Mitarbeiter Mr. McCulloch machte sich Traub schließlich nach Kuling auf, in dessen Höhenlage es sich bei schönem Wetter gut aushalten ließ. Die erwartete Besserung trat jedoch zunächst nicht ein.

Wer Traubs Lied »Jesus lebet, Jesus siegt« kennt und liebt, der wird es gewiß noch lieber gewinnen, wenn er erfährt, daß es nicht auf der Höhe eines großen missionarischen Erfolges entstanden ist, sondern in den Tagen jener großen Leibesschwachheit, von denen wir eben berichtet haben. Es macht so recht deutlich, wie ein schwacher Mensch in seiner Ohnmacht dennoch seinem Heiland fröhlich vertrauen und seine Siegeskraft rühmen kann:

Jesus lebet, Jesus siegt!
Halleluja! Amen.
Satan wütend stets bekriegt
Gottes heil'gen Samen.
Volk des Herrn, o, sei getrost,
wenn der Feind auch sehr erlost:
Jesus lebet, Jesus siegt!
Halleluja! Amen.

Er verlor noch keine Schlacht
und wird nie verlieren;
denn mit unbegrenzter Kraft
kann er Kriege führen.
Unter seinem Kreuzpanier
ist der beste Platz allhier.
Jesus lebet, Jesus siegt!
Halleluja! Amen.

Streiter Christi, frisch voran,

ohne Furcht und Zagen!
Längst gebrochen ist die Bahn,
drum kannst du es wagen.
Gottes Gnade reicht für dich,
und du siehst ganz sicherlich:
Jesus lebet, Jesus siegt!
Halleluja! Amen.

Wird dir's auch im Kampfe heiß,
laß den Mut nicht schwinden;
denn es gilt um jeden Preis
völlig überwinden.
Nur stets auf das Lamm geschaut
und ihm still und fest vertraut!
Jesus lebet, Jesus siegt!
Halleluja! Amen.

Kleines Häuflein, sei getreu
in des Königs Kriegen;
mache dich von allem frei,
was nicht hilft zum Siegen!
Halt zusammen wie ein Mann,
daß durch dich man sehen kann:
Jesus lebet, Jesus siegt!
Halleluja! Amen.

Harre aus! Das End' ist nah.
Bald erscheint die Stunde,
wo ein froh Viktoria
geht von Mund zu Munde.
Ewig enden Kampf und Schmerz,
selig jauchzt ein jedes Herz:
Jesus lebet, Jesus siegt!
Halleluja! Amen.

Herrlich, wie dieser Mann mit dem siegenden Heiland rechnet!
Wie ist ihm Jesus und die Welt der Vollendung, die Jesus bringt,
die große, neue Wirklichkeit mitten in der armseligen Wirklichkeit
seines von Durst und Fieberschauern zerquälten Leibes! Sein hof-
fender Blick schaut nach vorn: »Es wäre ein trostloses Dasein oh-
ne Jesus und ohne die lebendige Hoffnung. Wie oft erquicke ich
mich am Lebensstrom im neuen Jerusalem, wenn mich der Durst
so plagt, und an den Früchten der Lebensbäume, wenn mich so
sehr nach Obst verlangt!«

Nach langen, schweren Wochen tritt in Traubs Befinden endlich eine Besserung ein. Er kehrt mit seinem Begleiter nach Lintang zurück, ist allerdings noch immer recht schwach. Wie wäre das schön gewesen, wenn die beiden nun ein Heim vorgefunden hätten, von der Hand fraulicher Fürsorge ihnen wohnlich bereitet! Aber sie waren Junggesellen. Und das hieß: sie mußten nach wie vor zu all ihrem Predigt- und Reisedienst sich auch noch selber um die Angelegenheiten des Haushalts kümmern, sie mußten ihr Essen kochen, ihre Strümpfe stopfen, ihre Kleider waschen, ihren Garten bestellen, ihre Dienstboten beaufsichtigen. Wieviel Kraft und Zeit erforderte das alles! Es war eine Wohltat, wenn gelegentlich eine Missionarsfrau aus der weiteren Nachbarschaft sich all des vielen angesammelten Staubes in Traubs Zimmern erbarmte und dort gründlich Hausputz hielt.

Solches Leben konnte nur ein Mann bejahren und aushalten, der dienen, nichts als dienen wollte, der alles Eigene, jede Spur von Bequemlichkeit hingeopfert hatte und nur die Ehre seines Herrn, die Mehrung seines Reiches in China suchte. Wie oft gab Traub das, was man ihm zur Bereicherung seiner kargen und eintönigen Kost aus der Heimat schickte, an hungernde Chinesen hin! Wenn er Besuch von anderen Missionsgeschwistern hatte, dann teilte seine Gastfreundschaft in wenig Tagen aus, was für Wochen hätte reichen sollen. Für ihn blieben hinterher oft nur Reis und Rübenkraut übrig. Aber lieber wollte er sich davon kümmerlich ernähren, als daß ihn sein Herr einst an seinem großen Gerichtstag auf Versäumnisse in der Liebe hinweisen und ihm sagen müßte: »Das hast du mir nicht getan!«

Traub wollte in der Liebe jedermanns Schuldner und Knecht sein. Darum verschenkte er Medizin für Fieberkranke, darum nahm er Opiumraucher in sein Haus auf, darum unterhielt er mit den Mitteln, die er persönlich erspart hatte und die ihm von den Missionsfreunden dargereicht wurden, einen Evangelisten und zwei Kolporteurs. Damit nur ja das Evangelium unter die Menschen käme!

Das war der Geist, der in Traub lebte und der viele andere von den Männern der China-Inland-Mission beseelte. Da war z.B. der Superintendent, dem Traub unterstellt war: Mr. Orr Ewing. Er hatte sein Millionenvermögen für die Missionsarbeit gegeben, lebte jetzt in ärmlichsten Verhältnissen in China und breitete unter manchen Strapazen an seinem Teil die Frohe Botschaft aus. Als er zum erstenmal in Traubs ärmliche Behausung kam, hatte er 60 chinesische Meilen in Strohsandalen zurückgelegt.

Was war nun die Frucht von dem allen? Hat es etwas genützt, daß Traub all diese Entbehrungen ertrug, all diese Opfer brachte, all diese Liebe verschenkte? Sind Menschen gewonnen worden für den Heiland? Traub hat keine großen Erweckungen erlebt, es ist in seiner Arbeit kein überwältigender Durchbruch der Gnade geschehen. Missionsdienst in China ist immer eine mühsame und geringe Sache gewesen. Aber daß sich dieser junge Zeuge Jesu so ganz hingab, das ist doch nicht vergeblich geblieben. In dem verschlossenen Linkiang ist mit der Zeit eine Christengemeinde entstanden. Die Leute sahen, dieser Mann ist nicht der »fremde Teufel«, den wir verabscheuen und meiden müssen, der hat uns lieb! Der will unser Bestes! Manche verloren ihr Mißtrauen, und er durfte sie seinem König Jesus zuführen.

Aus dunkelstem Heidentum wurden solche Menschen herausgeholt. Traub hat den furchtbaren chinesischen Geister- und Dämonenglauben aus nächster Nähe kennengelernt. Ihm sind Leute begegnet, die mitten am hellen Tag mit der Laterne herumliefen und die Seele eines Verstorbenen suchten. Er hat erlebt, daß beim Begräbnis reicher Chinesen Knaben und Mädchen lebendig mitbegraben wurden, damit der Mann im Jenseits Zeitvertreib habe. Was war das für eine Befreiung, wenn in eine solche Welt das Evangelium von Jesus eindrang! Aber nie konnte das Erlebte Traub genug sein. Er sehnte sich nach mehr. Wo die Macht und Grausamkeit Satans die Menschen quälte, wollte er die Herrlichkeit Gottes aufleuchten sehen.

Ein Mann wie Traub, der ins Reich der Dämonen einbrechen wollte, der um Freiheit für die unter Satans Joch Gebundenen rang, mußte damit rechnen, daß die Finsternis sich nicht einfach geschlagen gab, daß sie ihn am liebsten selber verschlungen hätte. Traub ist in große innere Bedrängnisse und Anfechtungen gekommen. In einsamen Nachtstunden drang die Macht der Hölle auf ihn ein. Was er da durchzukämpfen hatte, das hat er in einem Gedicht angedeutet:

In einer bangen Schreckensnacht
fing an mein Herz zu klagen:
Zu stark ist hier des Feindes Macht,
du kannst's nicht länger tragen.

Umsonst ist all die Liebesmüh',
umsonst ist dein Entbehren.
Dies böse Volk wird sich doch nie

zu seinem Gott bekehren.

Du hast hier nichts als Angst und Not,
bist wie der Kot der Gasse.
Ein jeder sucht nur deinen Tod,
erfüllt von wildem Hasse.

Das ist zuviel verlangt von dir,
laß ab von dem Geschäfte;
nichts als Verderben droht dir hier:
Geh, spare deine Kräfte!

Aber die Finsternis hat nicht den Sieg gewonnen über den einsamen Missionar. In allem Dunkel war der Herr Jesus da. Traub hat es oft erfahren, was er so gern sang: Er lebt! Er lebt! Aus seinen Versen klingen immer wieder Glaubenszuversicht und Vertrauen:

So wandernd in dem dunklen Tal
der düstern Todesschatten,
durchzuckt es mich mit einemmal:
Warum willst du ermatten?

Er lebt! Er lebt, der Siegheld!
Er ist vom Grab erstanden
und wird nicht ruhn, bis alle Welt
ist frei von Satans Banden.

Der Mann, der solche schweren Kämpfe durchzustehen hatte, bekam je und dann besondere Zuwendungen der Kraft und des Geistes Gottes. Danach streckte sich Traub aus, darum betete er, und es wurde ihm zuteil. In Linkiang hat Gott ihn einmal so gesegnet, daß — wie er sagt — sein schwacher Leib die Freude und Kraft des Heiligen Geistes kaum habe aufnehmen können. Er bezeugt: »Ohne die besondere Gnadenausrüstung wäre es mir unmöglich gewesen zu überwinden. Der Herr schenkte zuerst die Gabe, dann schickte er die Aufgabe. O, wie treu ist er!«

Kurzes Eheglück

Friedrich Traub, der für die praktischen Dinge des Alltags und des Haushalts wenig Begabung besaß, hat vor seinem frühen Ende noch ein kurzes Eheglück erleben dürfen.

Immer mehr wuchs die Gewißheit, daß er heiraten solle. Sein schlechter Gesundheitszustand rührte zum großen Teil von der mangelnden äußeren Pflege her. So sehr er in der Einsamkeit oft durch die beglückende Nähe des Herrn gestärkt wurde, so merkte er doch auch, daß Alleinsein als Dauerzustand voller Gefahren ist, das Gemüt belasten und in mancherlei Anfechtungen bringen kann. Einen weiteren Grund, der die Verheiratung Traubs wünschenswert machte, wollen wir mit seinen eigenen Worten wiedergeben: »Ein männlicher Missionar kann sich nicht mit den Frauen der Chinesen abgeben, da das gegen die chinesische Sitte ist. Ich habe nun schon mehrere Stationen zu bedienen, wo vorher verheiratete Missionare waren, und an diesen Orten trieben die Missionarsfrauen Arbeit unter den Chinesinnen und hatten Bibelklassen für Frauen. Nun komme ich Junggeselle, und die Frauen dieser Stationen sind alle wie Schafe, die keinen Hirten haben.«

Wo aber sollte die ersehnte Gefährtin herkommen? Ein väterlicher Freund in der Heimat gab einen Wink: Im Verband der Allianz-China-Mission sei eine Schweizerin, Fräulein Emilie Brunnschweiler, als Missionarin tätig. Ob Traub nicht einmal bei ihr anfragen wolle? Das tat er, weil es ihm als vom Herrn gewiesen vorkam. Er schrieb im Dezember 1903 an Fräulein Brunnschweiler und bat um ihre Hand. Was würde die Gefragte tun? Sie stand mit ganzem Herzen in der Missionsarbeit und hatte schon Anträge abgelehnt. Als aber der Brief von Traub kam, war sie innerlich gehalten, sich damit zu beschäftigen. Damals starb gerade ihr Vater. Ihre Stiefmutter in der Schweiz erkundigte sich auf ihre Bitte hin genau nach Friedrich Traub und erhielt die denkbar besten Auskünfte.

Bald hatte Traub einen Brief dieser Mutter in Händen, in dem folgende ermutigenden Sätze standen: »Die Sache trägt offenbar den göttlichen Stempel. Ich staune über des Herrn zartes Walten, der dem tiefbetrübten Kinde, dem er durch den Hinschied des geliebten Vaters eine Stütze genommen, wieder eine andere geben will und damit dem verwaisten, liebebedürftigen Herzen zu Hilfe kommen. Ich könnte mit innerer Ruhe und Freude einer Verbindung unseres Kindes mit Ihnen zustimmen, und mein mütterlicher Segen würde Ihnen nicht fehlen, vorausgesetzt, daß sich die Herzen finden.«

Die Herzen fanden sich! Es wurde allerdings August 1904, bis Traub und Fräulein Brunnschweiler sich in Schanghai zum erstenmal sahen. Wie lieblich dieses Kennenlernen und Zusammensein war und wie schnell ein innerstes Verstehen und Sich-Liebege-

winnen daraus wurde, das hat Traub in vor Freude jubelnden Briefen in die schwäbische Heimat berichtet. Am 22. November war in Schanghai die Hochzeit. Auf dem deutschen Konsulat fand die standesamtliche Trauung statt. Der deutsche Pastor Kranz, ein lieber Mann und treuer Hirte, stellte seine festlich hergerichtete Wohnung für die kirchliche Feier zur Verfügung.

Die Reise Traubs und seiner jungen Gattin zur Missionsstation Linkiang dauerte drei Wochen. Es war eine »Hochzeitsreise«, nicht frei von gefährlichen Stürmen. Diese Stürme tobten allerdings nur draußen auf dem Wasser, nicht in der jungen Ehe. Da war alles wundervoll lieblich. Traub zog sich eine tüchtige Erkältung zu. Er erlebte nun zum erstenmal die wohltuende Pflege von Frauenhänden. Am 16. Dezember war der Einzug ins Missionarsheim, das Freunde freundlich bekränzt hatten. Nun begann eine schöne Zeit, und das Schönste an ihr war, daß zwei Menschen ganz eins waren in ihrem Herrn und zusammen sein Werk treiben wollten.

Aber auch die irdische Liebe, die Menschen nach Gottes Ordnung nach Leib und Seele eins macht, haben die beiden dankbar einander gegeben und voneinander empfangen. Schön war das erste Weihnachtsfest im eigenen Heim. Es gab schwäbischen Zwiebelkuchen, prächtiges Schnitzbrot und sogar selbstgemachte Bonbons. Auch die kleinen Chinesenkinder freuten sich sehr über die Liebe, die ihnen die weiße Frau erwies.

Traub konnte nur staunen, sich freuen und immer wieder danken, wenn er sah, was die geschickten Hände seiner Frau im Haus, im Garten und überall zuwege brachten. Er berichtete seiner Mutter: »Meine liebe Frau griff wacker zu und hat schon aus der Wildnis und Einöde einen schönen Garten geschaffen, so daß ich nur staunen mußte. Ihr dürft nicht meinen, wir hätten hier kostbare Möbel usw., nein, gar nicht. Jeder Esel kann mit schönen Möbeln ein Zimmer schön machen. Das könnte ich vielleicht sogar. Aber aus alten Kisten ein feines Sofa machen und ähnliches, das geht über meinen Horizont; aber mein gutes Fraule hat's halt doch fertig gebracht. Das alte Missionshaus ist gar nicht mehr wiederzuerkennen. Der Herr hat mir ein kostbares Kleinod gegeben, wie ich es nie zu hoffen und zu wünschen wagte.«

Jeder Tag an der Seite und in der Fürsorge dieser Frau war für Traub ein Festtag. Er war keiner von den Männern, die nicht Auge noch Dank haben für der Frauen treues, stilles und umsichtiges Walten. Er sah alles, er war für alles dankbar, und er sagte seiner Emilie manch liebes, anerkennendes Wort.

Diese nahm die Tage mit ihrem Mann ebenfalls dankbar und glücklich aus Gottes Hand. Rückschauend sagte sie: »Die kurze Zeit unserer Ehe, die wir haben erleben dürfen, war eine überaus liebliche, reiche und glückliche Zeit. Mein lieber Mann war außerordentlich selbstlos. Im Großen wie im Kleinen, im privaten wie im öffentlichen Leben hat er immer erst an andere gedacht, und das Geben war ihm eine Lust. Damit bewies er, wie losgelöst er von irdischen Gütern war.«

Wieviel bedeutete Traub seine tapfere Gefährtin auch im Misionsdienst! Sie begann Frauenversammlungen, die sehr gesegnet waren. Eine Strick- und Häkelschule für chinesische Kinder wurde eröffnet. Dort lernten die Kinder auch die Geschichten vom Heiland und viele schöne Lieder kennen. Frau Traub hatte auch in der Hebammenkunst Erfahrung und eine geschickte Hand. Wie waren die chinesischen Mütter dankbar, wenn sie ihnen in ihrer schweren Stunde beistand! Sie hat durch Gottes Hilfe manchem Kind und mancher Mutter das Leben erhalten und retten helfen. Sie trat auch tatkräftig jenem scheußlichen, damals in China noch weitverbreiteten Greuel entgegen, daß neugeborene Mädchen einfach umgebracht wurden.

Der erste Jahrestag der Hochzeit am 22. November 1905 war ein besonderer Freudentag. Die junge Frau hatte heimlich ihrem Mann den Trautext auf ein breites, blauseidenes Band gemalt und mit einer Flußlandschaft verziert. Damit überraschte sie ihn. Dieser Trautext »Seid fröhlich in Hoffnung, geduldig in Trübsal, haltet an am Gebet!« (Röm. 12,12), mußte schon bald auf einem dunklen und schweren Leidensweg erprobt werden. Was den Tag wie schon die ganze Zeit vorher verschönte, war der Mutter frohes Wissen: Ich trage ein Kindlein unter dem Herzen. Das andere wußte sie noch nicht, daß des Kindes Vater ein vom Tode gezeichneter Mann war.

Das Grab am Yangtsekiang

Ein Gedicht Friedrich Traubs lautet:

Keine Verse leg' ich nieder
hoch und tief und inhaltsschwer;
nur Gedanken geb' ich wieder
meinem Herrn zu Lob und Ehr'.

Jesus nur! soll es erschallen
froh die ganze Lebenszeit.
Nur mit Jesu will ich wallen,
mit ihm teilen Freud und Leid.

Nimmer kann ich stille schweigen,
nein, zu laut schlägt mir das Herz.
Warum sollt' ich nicht bezeugen
Jesu Gnade allerwärts?

Vater, nimm dies schwache Rufen
deines Armen gnädig an,
bis vor deines Thrones Stufen
ich verklärt dich loben kann!

In einem andern Gedicht stehen die folgenden Verse:

Könnst' ich, o Jesu, genugsam dir danken,
daß du so freundlich dich zu mir gewandt!
Ja, deine Liebe, die kennt keine Schranken,
nichts mag dir halten die segnende Hand.
Sünder voll Elend, voll Krankheit und Schmerzen
Trägst du, o Heiland, auf liebendem Herzen.

Lasse mich immer dein Lieben ermessen,
hilf mir dir folgen den dornigen Pfad!
Und was dahinten ist, laß mich vergessen,
vorwärts nur pilgern zur heiligen Stadt;
lasse doch Sünde mich nie von dir scheiden,
bring mich dir näher durch Freuden und Leiden!

Diese beiden Gedichte zeigen, wie sich durch Traubs Verse auch dieser Klang hindurchzieht: die Sehnsucht des Glaubenspilgers nach der ewigen Heimat, nach der heiligen Stadt, nach den Stufen des himmlischen Thrones. Schon der junge Mann auf St. Chrischona ist von diesem Heimweh nach dem göttlichen Land, nach der Welt der Vollendung, nach dem Schauen des Heilandes erfüllt gewesen, und dem Missionar in China, der durch viel Kampf und Not ging und der vor viel Macht der Dämonen und Bosheit der Menschen erschrak, ist dieser Ton des Heimwehs immer lauter und dringender im Herzen erklungen. Aber Traub hat nicht nur für sich Erlösung und ewiges Glück begehrt. Nein, er hat nach dem Endsieg Jesu und seines Reiches ausgeschaut, durch den alle

Teufelsmacht für immer zunichte wird und nach dem die erneuerte Welt nur noch ihrem rechtmäßigen Herrn gehört und dient.

Auch im großen Glück der Liebe und Ehe ist dieser Heimweh-ton nicht verklungen. Fast möchte man meinen, der treue Kämpfer des Evangeliums in China, Friedrich Traub, habe seinen frühen Heimgang geahnt. In einem Brief aus dem November 1905 an die Mutter mit der Ankündigung, daß in zwei Jahren wohl mit Heimaturlaub zu rechnen sei, steht der Satz: »Wenn es nicht schon vorher Himmelsferien gibt!« Dem Bräutigam kam sogar bei der frohen Geschäftigkeit der Hochzeitsvorbereitungen immer wieder die Frage, ob der Herr ihn den Hochzeitstag auch noch erleben lassen würde.

Traub hat seinen irdischen Hochzeitstag erlebt; aber seine Frau hat ihn nicht lange an ihrer Seite gehabt. Kopfweh und Müdigkeit machten ihm viel zu schaffen. Nach dem zweiten Weihnachtsfest, das er mit seiner Frau verlebt hatte, mußte er sich zu Bett legen. Immer wieder hatte er vorher vom auferstandenen Heiland Kraft für seinen schwachen Leib erfleht und erhalten. Nun aber nahte der Feierabend. Traub raffte sich noch einmal aus dem Bett auf, als es galt, einen älteren Bruder, der verreisen mußte, ein Stück zu begleiten. Seine Frau warnte ihn davor; er aber sagte: »Dem älteren Bruder gebührt die Ehre, daß der jüngere ihn begleitet.«

Von diesem Gang kehrte er ungesehen heim und ging auf sein Zimmer. Dort fand ihn später seine Frau ohnmächtig im Bett liegen. Die Krankheit entwickelte sich zum Typhus. Alle angewandten Mittel konnten das Fieber nicht zum Weichen bringen, die Kraft des Kranken verfiel rasch. Und doch hatte er auf alle besorgten Fragen nach seinem Befinden immer nur die Antwort: »Es geht mir gut.« Er wollte auch nicht an einen anderen Ort gebracht werden, wo die Hilfe eines Arztes näher war. Er sagte: »Es ist besser, daheim zu bleiben. Hier fühle ich mich am wohlsten.«

Diejenige, die Traub am nächsten stand und die mit ihrer Fürsorge unermüdlich um ihn war, seine Frau, soll uns den weiteren Verlauf der Krankheit berichten: »Ich sah, wie mein guter, selbstloser Mann sich schon beim Beginn der Krankheit sehnte, heimzugehen zu dem, den er so sehr liebte. Die Nächte schienen ihm besonders schwer zu sein; denn er rief oft mit schwacher Stimme: 'Komm, Herr Jesus, komm schnell und erbarme dich meiner!' Da konnten wir uns nicht verhehlen, daß es wohl dem Tode entgegengehe. Auf meinen Wunsch versammelten sich die Brüder in meinem Zimmer zum Gebet. Der Kranke wollte keine Mittel mehr nehmen. Er sagte, er könne nichts vertragen.

Trotzdem ich ihn nach ärztlicher Vorschrift pflegte, Tag und Nacht Umschläge und Wickel machte, nahm das Fieber doch nicht ab. Mein Mann konnte nur mit Mühe schlucken und sprechen. Er trug sein Leiden mit großer Geduld und war dankbar für jede Kühlung und Erfrischung. Wenn ich ihn fragte, wo er mit seinen Gedanken sei, antwortete er: 'Beim Heiland!' Ende Januar kam Frau Missionar Bläsner und nahm mir die Versorgung des Haushalts ab, so daß ich ganz im Krankenzimmer bleiben konnte. Der Herr gab mir die nötige Kraft und stärkte mich wunderbar. Als sich am 5. Februar 1906 Geschwister Bläsner, die Brüder Dornay, Wohlleber, Branchli und chinesische Christen im Krankenzimmer versammelt hatten und ich ganz nahe bei ihm saß, blickte er mich eine Weile an und sagte: 'Mein liebes Herz, weine nicht mehr! Er wird's wohl machen!' Dann schaute er jeden der Umstehenden langsam an, nahm Abschied und sprach: 'Herr Jesus, hilf mir, komm schnell! Auf Wiedersehen!'

Ich fragte ihn, ob und was wir ihm singen sollten. Da stimmte er trotz der Schwachheit selber das Lied an: 'So nimm denn meine Hände!' Die Brüder sangen alle drei Verse. Dann wurde er ruhig und schlummerte ein wenig. Allein das Fieber steigerte sich wieder, das Bewußtsein schwand zeitweise. Manchmal redete er viel; aber man konnte es nicht verstehen.

Am 7. Februar abends, als ich allein im Zimmer war, sagte er ganz deutlich: 'Das Blut Jesu Christi macht uns rein von aller Sünde.' Dann langsam: 'Wandering home!' (Heimgehen). Oft benetzte ich seine Lippen mit Zitronensaft, was ihm aber nur augenblickliche Kühlung brachte, da die innere Hitze so groß war. Am 8. Februar rief er mich, blickte mich lange an und stammelte etwas, was ich leider nicht mehr verstehen konnte. Dann wurde er still. Das Atmen wurde immer langsamer, und als ich nach einer halben Stunde die Geschwister rufen ließ, tat der Kranke noch zwei Atemzüge und ging still und ohne Kampf ein zu seines Herrn Freude.«

Erinnern wir uns noch, was Traub gedichtet hatte, als er nach China ausreiste? Es war jenes Lied, in dem die Schlußstrophe hieß:

Lebt wohl! Lebt wohl! Ich gehe, um zu sterben
für den, der für mich starb.
Ich bin erlöst und werde nicht verderben,
weil er mir Heil erwarb. Lebt wohl!

So war es geschehen: Traub war im fremden Land für seinen Herrn gestorben. Auf dem Fremdenfriedhof in Kiukiang, am Ufer des Yangtsekiang, fand er seine letzte irdische Ruhe. Am 22. April brachte seine Witwe ein Kindlein zur Welt. Es bekam des Vaters Namen: Friedrich.

Was Friedrich Traub, der Frühvollendete, für ein Mann war, was sein Leben erfüllte, mit welchem sieghaftem Vertrauen er an seinem Heiland hing, zeigt uns eins seiner letzten Lieder. Er hat es am 13. November 1905 gedichtet:

Gott mit uns! Voran, voran!
Er ist auf dem Siegesplan!
Vorwärts in des Höchsten Macht,
bis das große Werk vollbracht!

Gott mit uns! Die Feinde fliehn!
Ganz umsonst ist ihr Bemühn.
»Sieg!« ist unser Losungswort.
Ihnen droht Verderben dort.

Gott mit uns! Die Fahnen wehn!
Alle Völker sollen sehn
unsres Gottes großes Heil,
daran alle Welt hat teil.

Gott mit uns! Gar manches Herz,
kalt wie Stein und hart wie Erz,
wurde schon von ihm besiegt
und ist nun in ihm vergnügt.

Gott mit uns! Der Kampf ist heiß,
aber wert der Mühe Preis.
Wer mit Christus leidet hier,
wird mit ihm gekrönt dafür.

Sieg ist unser Losungswort! Dieser Satz enthält das Geheimnis von Traubs Leben. Das Wort »Sieg« kommt in seinen Liedern oft vor. Es ist der Sieg gemeint, den der sterbende Heiland am Kreuz von Golgatha über Sünde und Hölle errang. Der Dichter freut sich des Sieges, mit dem Christus zu Ostern den Tod bezwang. Er rühmt in froher Gewißheit den Sieg, mit dem der Mann zu Gottes Rechten die Macht der Finsternis, des Heidentums, des Götzendienstes niederwirft, jetzt schon anfangsweise durch den so schweren Pionierdienst der Mission, einst in herrlicher Vollendung, wenn sein Tag kommt und sein ewiges Reich anhebt.

Sieg! Traub hat im Glauben erfaßt, daß der Sieg des Heilandes auch seiner Jünger Sieg ist. Er hat die Heiligung auf dem Boden des Sieges von Karfreitag und Ostern gelebt und gelehrt. In viel Leid und Schwachheit hat er überwunden in der Kraft des Glaubens und des Vertrauens. Er war selber ein ganz Besiegter. Der Mann am Kreuz hatte ihn gewonnen. Im Triumphzug des Auferstandenen ging er mit. Zeit und Kraft seines Lebens stand völlig Jesus zur Verfügung. Das Licht der Ewigkeit lag über seinem kurzen Pilgerweg.

Was ist wohl aus dem stillen Grab am Yangtsekiang geworden? Über China, für das Traub sein Leben gab, sind in den folgenden Jahrzehnten viele Stürme gekommen, besonders durch die Machtergreifung des Kommunismus. Die kleine Schar der Gemeinde Jesu hat viel Not und Verfolgung erlitten. Aber sie ist nicht untergegangen. Gerade in der jüngsten Vergangenheit und Gegenwart kommt manche Kunde: Sie lebt! Sie lebt, weil Jesus lebt. Jesus, von dem Friedrich Traub glaubensvoll überzeugt war: »Jesus lebet, Jesus siegt!«

Noch einige Gedichte von Friedrich Traub

Daß und wie Friedrich Traub die Gabe von Gott geschenkt war, in Liedern auszusagen, was sein Herz erfüllte, das haben uns schon die mancherlei Proben gezeigt, die in die Beschreibung seines Lebens eingestreut sind. Wir wollen ihn abschließend noch in weiteren Gedichten und Liedern zu uns reden lassen:

Das tatst du für mich

Jesus, du kamst für mich
in dieses Tränental
voll Sünde, Not und Qual;
inniglich preis' ich dich,
Jesus, du kamst für mich.

Jesus, du littst für mich.
Littest, was ich verdient,
hast meine Schuld gesühnt;
inniglich preis' ich dich,
Jesus, du littst für mich.

Jesus, du starbst für mich.
Starbest den bittern Tod,
der mir gerecht gedroht;
inniglich preis' ich dich,
Jesus, du starbst für mich.

Jesus, du lebst für mich.
Sorgst vor des Vaters Thron
für deinen armen Sohn;
inniglich preis' ich dich,
Jesus, du lebst für mich.

Immer!

Singen will ich, immer singen
von des Heilands Wundermacht,
die verstand es, mich zu bringen
an das Licht aus dunkler Nacht.

Danken will ich, immer danken
meinem Retter Jesus Christ,
dessen Treue ohne Wanken,
dessen Liebe ewig ist.

Dienen will ich, immer dienen
meinem hochgelobten Herrn,
will sein göttliches Versöhnen
froh verkünden nah und fern.

Hören will ich, immer hören
deine Stimme, guter Hirt,
gerne laß ich dich mich lehren,
gern werd' ich von dir geführt.

Folgen will ich, immer folgen
dir, dem großen Gottessohn,
bis du auf des Himmels Wolken
niedersteigst von deinem Thron.

Glauben will ich, immer glauben
trotz des Feindes arger List;
nichts soll mein Vertrauen rauben,
weil du selbst die Wahrheit bist.

Lieben will ich, immer lieben
den, der mich zuerst geliebt,

möchte niemals ihn betrüben,
der mir nichts als Gutes gibt.

Hoffen will ich, immer hoffen
nur auf seine freie Gnad'.
Steht sein treues Herz mir offen,
ganz genug mein Herze hat.

Kampf und Sieg

Der Herr ist auf dem Plane,
die Kreuzesbanner wehn;
schart euch um seine Fahne
und laßt uns vorwärts gehn!
Gott will's, der Herr der Heere,
sein Wort es ernst gebeut.
Für ihn und seine Ehre
frisch auf, frisch auf zum Streit!

Der Kampf ist schon entschieden.
Jehovas ist der Sieg.
Drum führet ohn' Ermüden
den großen, heiligen Krieg!
Des Satans Höllenmächte,
sie müssen untergehn,
denn Gottes starke Rechte
wird euch zur Seite stehn.

Der Herzog unsrer Seelen
zieht selber euch voran,
und will die Kraft euch fehlen,
blickt auf den Schmerzensmann,
der in den bängsten Nächten
die Bahn zum Siege brach
und seinen treuen Knechten
den Königsthron versprach.

Drum auf, frisch auf, ihr Brüder,
frisch auf, ihr Schwestern all!
Laßt froh ertönen wieder
des Gotteswortes Schall,
bis zu des Heilands Füßen,
versöhnet durch sein Blut,

einst alle Völker grüßen
den Gott, der Wunder tut.

Stille im Sturm

Und dennoch, wenn's auch tobt und stürmt
und Dunkel mich umhüllt,
wenn Woge sich auf Woge türmt
und fast mein Schifflein füllt:

ja, dennoch will ich stille sein,
nicht zagen in Gefahr,
will flüchten mich in Gott hinein
und ruhn da immerdar.

Gleich wie ein neugebornes Kind
liegt still im Mutterschoß
und trotz dem allerstärksten Wind
ist froh und sorgenlos:

so will auch ich, mein treuer Hort,
mich dir fest anvertraun
und stille auf dein göttlich Wort
in Nacht und Stürmen baun.

So wüte nun, du wildes Meer,
und droh, du Felsenriff, —
es ist der allgewaltge Herr
in meinem kleinen Schiff.

Er ist der Mann, er führt's hinaus,
obwohl ich Staub nur bin;
er bringt mich durch des Meers Gebraus
zum Friedenshafen hin.

Drum dennoch, wenn's auch tobt und stürmt
und Dunkel mich umhüllt,
vertrau ich still, daß Gott mich schirmt
und Sturm und Wetter stillt.

Zum neuen Jahr

A und O, in deine Hände
leg von Anfang bis zu Ende
ich dies neue Gnadenjahr.

Mache du zu jeder Stunde
nach dem ewgen Gnadenbunde
dein Erbarmen offenbar!

Alles, was ich bin und habe,
ist ja, Jesus, deine Gabe,
wieder geb ich's, Heiland, dir.
Möge jeder Tag bezeugen,
daß ich völlig bin dein eigen
und du mein bist für und für.

Ja, so sei es, sprich dein Amen!
Gern will ich in deinem Namen
stille deine Wege gehn.
Lieg ich kraftlos auch im Staube,
halte dennoch mich der Glaube:
Mein Erbarmen wird's versehn!

Vertrauen

Wie er mich durchbringt, weiß ich nicht;
doch dieses weiß ich wohl,
daß er, wie mir sein Wort verspricht,
mich durchbringt wundervoll.

Wie er die Nacht vor mir erhellt,
ja wie, das weiß ich nicht;
doch dies, daß es mir niemals fehlt
für einen Schritt an Licht.

Wie er die Macht des Feindes bricht,
die mir das Herz macht schwer,
das weiß ich armes Kind noch nicht,
glaub nur: sie bricht der Herr.

Wie gibt er Kraft und frischen Mut
zum treuen Tun der Pflicht?
Ich glaube einfach, daß er's tut,
doch wie, das weiß ich nicht.

In seine Hand hineingelegt,
bleib' ich in stiller Ruh'.
Wie er mich führt, wie er mich trägt,
das stehet ihm nur zu.

Geborgen

Was wird der Tag mir bringen?
Ich weiß es nicht.
Doch weiß ich: Jesus gibt mir,
was mir gebricht.

Er läßt mich nicht alleine,
will's einsam sein.
Ich weiß, wie sich's auch wende,
wir sind zu zwein.

So ruh' ich Stund um Stunde
in seiner Hut.
Was auch der Tag mir bringe,
ich hab' es gut.

Dir zur Verfügung

Dir zur Verfügung, mein Gott und mein Herr,
dir zur Verfügung, je länger, je mehr.
Dir zur Verfügung, in Freud' und in Leid,
tätlich und stündlich für Jesus bereit.

Dir zur Verfügung, was ich hab' und bin:
Liebe und Arbeit, Gedanken und Sinn,
Wünsche und Pläne, die Zeit und das Geld,
Glieder und Gaben, wie dir es gefällt.

Dir zur Verfügung im Heiligen Geist,
nicht aus mir selber; denn Eignes zerreißt.
Eigene Kraft hält ja nimmermehr stand,
wirklich vollenden kann's nur deine Hand.

Dir zur Verfügung! Einst war es nicht so;
aber nun bin ich so selig und froh.
Du brachest Bahn mir und Bollwerk entzwei,
auf daß ich völlig dein Eigentum sei.

Dir zur Verfügung! O seliges Los!
Sei nun mein Tagewerk klein oder groß,
draußen und drinnen, im Schaffen und Ruhn
immer nur frag ich: »Was würdest du tun?«

Dir zur Verfügung! Es bleibe dabei!
Das ist mein Stand, der macht selig und frei.

Das schafft ein sieghaft und friedevoll Gehn:
Jesu, dir ganz zur Verfügung zu stehn.

Benutzte Literatur

Allgemeines

Albert Knapps Evangelischer Liederschatz für Kirche, Schule und Haus. Eine Sammlung geistlicher Lieder aus allen christlichen Jahrhunderten. 4. Auflage, neu bearbeitet von Joseph Knapp. Stuttgart 1891

Walter Schulz: Reichssänger. Schlüssel zum deutschen Reichsliederbuch. Gotha 1930

Gemeinschaftsliederbuch. Ausgabe 1983. Gießen

Evangelisches Kirchengesangbuch. Ausgabe für die Evangelische Landeskirche in Württemberg. 11. Auflage. Stuttgart 1959

Julius Roeßle: Von Bengel bis Blumhardt. Gestalten und Bilder aus der Geschichte des schwäbischen Pietismus. Metzingen/Württ. 1959

Philipp Friedrich Hiller

Geistliches Liederkästlein zum Lobe Gottes, bestehend aus zweimal 366 kleinen Oden über so viele biblische Sprüche. Kindern Gottes zum Dienst aufgesetzt von M. (Magister) Philipp Friedrich Hiller. Ausgabe 1965. Reutlingen

Albert Knapp: Philipp Friedrich Hiller als Christ und Kirchendichter. Aus: »Altwürttembergische Charaktere«. Stuttgart 1870

Friedrich Baun: Philipp Friedrich Hiller, der schwäbische Liederdichter. Stuttgart 1924

W. Claus: Von Bengel bis Burk. »Württembergische Väter« 1. Band (darin Beitrag über Hiller). Stuttgart 1926

Philipp Friedrich Hiller: Das Wort und Christus in dem Wort. Ausgewählte Betrachtungen und Lieder. Herausgegeben und mit Einführungen und Anmerkungen versehen von Irmgard Weth-Scheffbuch. Metzingen/Württ. 1969

Albert Knapp

Lebensbild von Albert Knapp. Eigene Aufzeichnungen, fortgeführt und beendet von seinem Sohne Joseph Knapp. Stuttgart 1867

Leben von Ludwig Hofacker, weil. Pfarrer zu Rielingshausen, mit Nachrichten über seine Familie und einer Auswahl aus seinen Briefen und Circularschreiben, von Albert Knapp. 3. Auflage. Heidelberg 1860

Fr. Buck: Albert Knapp. In »Württembergische Väter« 3. Band. 2. Auflage. Stuttgart 1924

Julius Roeßle: Albert Knapp, Schwabens geistlicher Liederdichter. Gießen 1947

Christian Gottlob Barth

Christian Gottlob Barth, Doktor der Theologie, nach seinem Leben und Wirken gezeichnet von Karl Werner, Pfarrer in Fellbach. 3 Bände. Calw und Stuttgart 1865/69

Dr. Christian Gottlob Barth, nach seinem Leben und Wirken geschildert von G. Weitbrecht. Stuttgart 1875

Fr. Buck: Dr. Christian Gottlob Barth. In »Württembergische Väter«, 3. Band. 2. Auflage. Stuttgart 1924

100 Jahre Kinderrettungsanstalt Stammheim-Calw 1827 - 1927. Festschrift im Auftrag des Verwaltungsrates, verfaßt und herausgegeben von Karl Jung, Pfarrer in Möttlingen

Viele Saaten — eine Ernte. Festschrift zum 100jährigen Bestehen des Calwer Verlagsvereins. Stuttgart 1933

Zweymal zwey und fünfzig biblische Geschichten für Schulen und Familien. 2. Auflage. Calw 1832

Erzählungen für Christenkinder von Dr. Christian Gottlob Barth. Band 1. 2. Auflage. Stuttgart 1864

C.G. Barths Missionslieder. Herausgegeben von dem Calwer Verlagsverein. Calw und Stuttgart 1864

Christian Gottlob Barth: Biblische Poesien für Kinder. 3. Auflage. Stuttgart 1879

Martin Brecht: Christian Gottlob Barths »Zweimal zweiundfünfzig biblische Geschichten« — ein weltweiter Bestseller unter den Schulbüchern der Erweckungsbewegung. In: »Pietismus und Neuzeit«. Ein Jahrbuch zur Geschichte des neueren Protestantismus. Band 11. Göttingen 1985

Friedrich Traub

Martin Krawielitzki: Friedrich Traub. Missionar und Sänger. Marburg 1936

Friedrich Traub: Gedichte (unveröffentlichtes Manuskript).

**WEITERE BÜCHER AUS UNSEREM VERLAG
(AUSWAHL):**

Arno Pagel

Otto Funcke

Ein echter Mensch – ein ganzer Christ

EDITION C Nr. M 45, 80 Seiten

Otto Funcke (1836-1910) war durch viele Jahrzehnte einer der bekanntesten und beliebtesten christlichen Schriftsteller in Deutschland. Er verbindet in seinen Büchern echte Tiefe, nie ermüdende und langweilende Anschaulichkeit und sonnigen Humor miteinander. In wundervoller Natürlichkeit sind bei ihm Himmelssinn und Erdentreue vereinigt. Er war ein ganzer Christ und blieb immer ein echter Mensch. Das macht das hier vorgelegte Lebensbild, das lange vergriffen war, auch für die Gegenwart anziehend. Eine lebendige und farbig geschriebene Biographie.

Arno Pagel

Jakob Gerhard Engels

Von der Macht eines wahren Jüngers Jesu

EDITION C Nr. M 68, 112 Seiten

Der Mann, von dem auf den Seiten dieses Buches erzählt wird, ist 45 Jahre lang in einer Landgemeinde im Oberbergischen (Rheinland) Pfarrer gewesen. Er hat seinen Dienstplatz nicht ein einziges Mal gewechselt!

Was ist an Jakob Gerhard Engels (1826-1897) Besonderes, Anziehendes gewesen? Es war nicht eine gewaltige Beredsamkeit in seinen Predigten. Es war das Bild Jesu Christi, das aus seinem ganzen Wesen leuchtete und sprach. Kritiker des Christentums und der Kirche verstummten, wenn sie Pastor Engels begegneten. Ihr Urteil lautete: „Der Mann ist echt!“ Engels war ein Christ, der bei andern Lust und Mut weckte, auch Jesus nachzufolgen. Sind solche Christen nicht allezeit gesucht und gefragt – gerade auch heute?

Kurt Heimbucher/Traugott Thoma (Hrsg.)

Göttliche Führung

Bekannte Persönlichkeiten erzählen aus ihrem Leben

Mit Beiträgen von Emmi Busch (von Traugott Thoma), Ernst Decker, Elisabeth Sauter-Dreisbach, Carl Eichhorn (von Ernst Browarzik/Gerhard Brendel), Gerhard Engelhard, Hermann Findeisen, Alfred Gajan, Martin Holland, David Jaffin, Wilfried Mann, Eduard Ostermann, Arno Pagel, Christoffer Pfeiffer, Erich Schnepel, Emanuel Scholz, Wilhelm Weiland und Bernd Wetzler.

EDITION C Nr. C 191, 140 Seiten

Dieses Buch faßt ein großes Bündel Lebenserfahrungen zusammen – und das von Menschen, die vielen bekannt geworden sind. Darin wird die Vielfalt der göttlichen Führungen deutlich: in Krankheit und Heilung, in Nachfolge und Zeugnis, im Alltag, in Kampf und Dienst, Anfechtung und Überwindung, im Geborgensein unter Gottes Hut. Ein mutmachendes Buch: Das besondere Geschenk für zahlreiche Anlässe.

John Dekker/Lois Neely

Fackeln der Freude

Vorwort von Don Richardson

EDITION C Nr. C 212, 184 Seiten

„Fackeln der Freude“ ist die dynamische Geschichte über die Ereignisse bei einem Steinzeitvolk, das keine geschriebene Sprache hatte, nur Steinwerkzeuge gebrauchte und Opfer eines alten Aberglaubens war, bis es mit dem Evangelium von Jesus Christus konfrontiert wurde.

1960 begannen John und Helen Dekker ihren Dienst unter den Dani-Stämmen von Irian Jaya. Heute haben die neunundsiebzig Gemeinden der Danis (13 000 getaufte Mitglieder) fünfundsechzig Ehepaare zu anderen Stämmen ausgesandt, denen das Evangelium noch nicht verkündigt worden war. Die herrliche Umwandlung dieses „verborgenen Volkes“ ist eine der ermutigendsten Geschichten der christlichen Gemeinde in diesem Jahrhundert.

Arno Pagel

Aus Württemberg stammen viele deutsche Dichter: Friedrich Schiller, Friedrich Hölderlin, Eduard Mörike, Ludwid Uhland, Wilhelm Hauff und manche andere. Auch wo es um das Lob Gottes und den Ruhm Jesu Christi geht, sind die Schwaben nicht stumm geblieben.

Vier solcher geistlichen Dichter sind in diesem Buch in ihrem Leben und Schaffen dargestellt. Philipp Friedrich Hiller ist der bekannteste von ihnen. Welcher evangelische Christ liebt nicht seine beiden Lieder »Jesus Christus herrscht als König« und »Mir ist Erbarmung widerfahren«? — Von Albert Knapp stammt u. a. das Passionslied »Eines wünsch ich mir vor allem andern«. Wenn der Leser erfährt, unter welchen seltsamen Umständen es entstanden ist, wird er es vielleicht noch mehr schätzen.

Christian Gottlob Barth war vielseitig begabt und interessiert, wie man es selten findet. Er hat Missionslieder gedichtet, ein Heim für gefährdete Kinder gegründet, ein Buch für die Jugend geschrieben, das 471 Auflagen (!) erlebt hat, und noch vieles andere Denkwürdige getan. — Friedrich Traub ist als Missionar in jungen Jahren in China gestorben. Er ist vor allem in den Gemeinschaftskreisen von St. Chrischona und Vandsbürg (Deutscher Gemeinschafts-Diakonieverband) bekannt geworden und geblieben. Herrlich sein Lied: »Jesus lebet! Jesus siegt!« Er und die drei andern kamen in ihrem ganzen Leben und Wirken der Aufforderung nach: »Ehret, liebet, lobet Ihn!«

Das Buch weist hin auf den Gott, der Originale schafft, sie wundersam führt und vielen zum Segen setzt.



ISBN 3 88002 309 3

TELOS

